FLUCHT IN DIE HEIMAT

VON S. SCHACHNOWITZ

BESCHAFFT AUS MITTELN DER

Carl Friedrich von Siemens
Stiftung

FLUCHT IN DIE HEIMAT

EIN DOKUMENT DER ZEIT

VON S. SCHACHNOWITZ

1935

HERMON-VERLAG - FRANKFURT AM MAIN

Rara 3385
Freie Universität Berlin
Philologische Bibliothek
80/L20131385

I.

Boris war der dritte und jüngste Sohn der Bankierfamilie Wilde. Vater Norbert Wilde hatte noch Erinnerungen an Beauftragte der Rothschilds in Frankfurt und der Bleichröders in Berlin, die das Bankhaus seines Vaters und Großvaters in Geschäftssachen aufsuchten. Er selbst verlegte sich auf andere Geschäfte, zum Teile industrielle Unternehmen, die seine schöpferischen Ideen mehr belebten als die beständig vibrierenden Kurszettel. Er wollte, wie er sagte, lieber gut schlafen, als besonders gut essen. Aber auch so kam zu dem von den Vätern ererbten Vermögen noch einiges hinzu, das ihm weiter keine besondere Freude bereitete. Schien aber einmal das Vermögen abbröckeln zu wollen, füllte sich sein Herz mit größtem Kummer, der sich wiederum in neuer Tatkraft auswirkte. Angst und Sorge um den Besitz liefern einen guten Betriebsstoff. Norbert Wilde blieb auf der Höhe.

Seine Frau Ida, die von Geschäften nichts verstand und ihren Mann nicht ohne Bewunderung in einer anderen, ihr unbekannten Welt

sich bewegen sah, hatte nicht den Ehrgeiz, die Dame der großen Gesellschaft zu spielen. Die Erziehung der drei gesunden und so grundverschiedenen Buben nahmen die ersten Jahre ihrer Ehe ganz in Anspruch. Boris, der jüngste, füllte das Leben der Mutter noch aus, als seine zwei Brüder bereits mit beiden Füßen mitten im Leben standen; Eli als junger Arzt mit im Steigen begriffener Praxis und James im Bankhause des Vaters.

Der Weltkrieg traf nur den ältesten im kriegsfähigen Alter. Eli zog als Freiwilliger aus und diente als Arzt mit Offiziersrang. Sein Name stand in der Zeitung, als er wegen unerschrockener Pflichterfüllung mitten im Feuer das Eiserne Kreuz erster Klasse erhielt. Vater Wilde war stolz und zuversichtlich, Mutter Ida weinte und sagte nicht, ob im Glücke oder aus Angst. Nach drei Tagen stand er wieder in der Zeitung — in der Verlustliste. Norbert Wilde sah die Welt acht Tage lang wie durch angelaufenes Glas und die Zahlen der Kurszettel führten einen wilden Tanz vor seinen etwas kleiner gewordenen Augen auf. Mutter Ida aber wartete am Eckfenster des schönen Herrschaftshauses auf ihren „Doktor", den sie nur einmal in der schmucken hechtgrauen Offiziersuniform gesehen hatte. Er wollte doch bald wiederkommen . . . Sie wartete noch über ein Jahrzehnt hinaus.

Die Wellen der Umwälzung und Umstellung im jüdischen Berufs- und Gesellschaftsleben schienen am Wilde'schen Hause vorbeizufluten, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen. An kein öffentliches Amt gebunden, sah Norbert Wilde seine Brücke zur Welt, eine papierene Brücke, die Goldwert hatte, kaum bedroht. James, dem Geschäfte und dem Amüsement hingegeben, kümmerte sich um die neuen Vorgänge wenig. Boris ergriff aber der Wirbel der neuen Dinge mit wilder Macht, er warf ihn nicht aus dem Gleise, verwurzelte ihn eher noch mehr im Boden, auf den er sich schon ein Jahr früher, nicht zur restlosen Freude der Eltern, begeben hatte.

Es begann damit, daß Boris eines Tages vor seine Eltern trat und kategorisch erklärte, er heiße von heute ab nicht mehr Boris, sondern B a r u c h, Baruch oder Boruch, Sohn Nossons, wie er vor drei Jahren zum erstenmal zur Thora aufgerufen wurde. So und nicht anders, wenn er auf Anruf überhaupt noch reagieren sollte.

Der Bankier sah den hochaufgeschossenen, aber muskulösen und guttrainierten Jungen groß an.

„Auch deinen Vater willst du mit reformieren? N o s s o n". Norbert Wilde lachte, als sah er sein urkomisches Gesicht im Zerrspiegel — „eine schöne Firma Nosson Wilde und Cie., was?"

„Ob Norbert schöner klingt als Nosson, weiß ich nicht," parierte der Junge entschlossen, „Baruch ist auf alle Fälle g e s e g n e t und g e p r i e s e n, im Vergleiche zu Boris, der mir nichts bedeutet."

Naseweis war die Jugend allezeit, damit mußte sich Herr Wilde abfinden, und er dachte auch modern genug, das Autoritätsprinzip nicht auf die Spitze zu treiben, aber das ging denn doch zu weit.

„Sage mal, Boris . . ."

„Baruch," verbesserte der Junge.

„Meinetwegen" — aber er brachte den neuen Namen dennoch nicht aus der Kehle — „aber wer bringt dich bloß auf solche exzentrischen Ideen? Doch nicht die Kameraden auf dem Leibnitz-Gymnasium?"

Dem Jungen schien dieses friedliche Wortgefecht Spaß zu machen. Er war im Zuge.

„Die auch — obwohl mich diese nach wie vor gar I s a k oder M o s e s nennen werden. Aber noch ein anderer . . ."

„Ein anderer?"

„Erschrick nicht, lieber Vater, ein älterer polnischer Jude, einer von denen, die du im Korridor durch den Portier — wenn sie Glück haben — mit einer halben Reichsmark abfertigen läßt."

„Auch mit dieser Sorte verkehrst du?"

„Das gerade nicht, aber es traf sich so. Ich war auf dem Nachhausewege aus der Schule. An der Straßenecke stand der fremde Mann in langem, atlasschwarzen Rocke, mit rundem großem Filzhute auf dem Kopfe. Langer Bart, geringelte Schläfenlocken, na, du weißt ja . . ."

„Ich weiß, ich weiß," wurde Herr Wilde ungeduldig, „weiß nur nicht, was du damit zu tun hast und wie das alles hierhergehört. Hat dich der Gottesbote aus dem Polenlande gesegnet wie der Engel Vater Jakob und dir gesagt, dein Name sei nicht mehr Boris, sondern B a r u c h ?"

„Beinah so war es, lieber Vater, aber dennoch etwas anders. Er fragte mich, wie er am besten nach der Steindammpromenade komme. Ich beschrieb ihm den Weg, aber er verstand es nicht ganz und ich sagte ihm, er möchte bei der ersten Kreuzung noch einmal fragen. Da reute es mich schon, den Fremden noch einmal dem Gespötte der Straße auszusetzen, denn Martin und Peter und der Kohlhans, und viele Andere, die bei mir waren, grinsten schon ganz gehörig . . . Da nahm ich ihn am Arm."

„Am Arm!?" schrie jetzt die Mutter, die bis dahin nicht ohne stilles Behagen der Unterhaltung zugehört hatte, entsetzt auf. „Hast du danach auch gründlich die Hände gewaschen?"

„Beruhige dich, liebe Mutter, ich tat es — schon wegen Martin und Peter und Kohlhans, denn wir kamen in Berührung . . . Aber das ist wenig interessant. Schöner ist das, was folgt. Der Fremde merkte meine Beklommenheit, um seinetwillen und glaubte mich trösten zu müssen. „Wozu sich so was zu Herzen nehmen?" sagte er. Bei uns in Polen sind wir ganz andere Dinge gewöhnt. Man schreit uns auf der Straße Moschke oder Itzik nach. Was will das schon heißen? Wir freuen uns." „Freuen?" fragte ich verwundert. „Gewiß," sagte er, „wenn man nach dreitausend Jahren in unserem Gesichte immer noch die Züge von Awrohom, Izchok, Jaakauw und Mausche wiedererkennt, wie sollten wir uns da nicht freuen?" So sprach der Pole. „Boruch Haschem!" sagte er, „Gott sei es gedankt, daß man mich noch erkennt . . ." Das nenne ich mir jüdischen Stolz. Von diesen Leuten könnten wir alle was lernen — und ich habe auch was gelernt."

„Das solltest du dir schon den ganzen dir zugetragenen Namen zulegen und dich gleich Boruch Haschem nennen," spottete der ältere Bruder James, der elegante Jungchef des Bankhauses Norbert Wilde.

„Das würde gar zu ähnlich deinem J a m e s klingen," parierte der Jüngere schlagfertig und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Und dabei blieb es. Wer sich das Ohr des jüngsten Wilde sichern wollte, hatte sich zu Baruch zu bequemen. Das wußten bald die letzten Dienstboten. Man rief den Namen erst lachend und zögernd, bis er von der Gewohnheit sanktioniert wurde.

II.

Ein Jahr später kam der laue Vorfrühlingssabbat, an dem Norbert Wilde, wie viele Andere, nicht ins Geschäft ging. Boris, jetzt Baruch, hatte am Freitag sein letztes Examen am Leibnitz-Gymnasium bestanden und sein Reifezeugnis heimgebracht. Er sollte Mediziner werden, gewissermaßen aus Pietät gegen den gefallenen ältesten Bruder, dessen kostspielige ärztliche Einrichtung seit dem Fortzuge des jungen Offiziers noch unberührt dastand, als wartete sie auf den „Annehmer und Erlöser aus der nächsten Verwandtschaft." An jenem Morgen, da die Familie am Kaffeetisch so gesammelt wie nie an einem Sabbatmorgen saß, schien die Sache mit dem Studium problematisch. Man erwog die Frage einer ausländischen Universität. Norbert Wilde hatte Beziehungen in der Welt. Da erklärte der frischgebackene Abiturient zwischen einem Schlucke und dem anderen leise und bestimmt, in aller Seelenruhe, e r w e r d e überhaupt nicht studieren.

„Die Firma hätte am Ende auch noch Platz und Arbeit für einen dritten Chef," warf der Vater ein. Norbert Wilde wollte an diesem Morgen unter jedem Preise Aufregungen vermeiden.

„Ich trete auch nicht in die Firma ein," verfügte Baruch mit der Entschlossenheit seiner siebzehn Jahre und biß zur Bekräftigung herzhaft in seine marmeladebestrichene Brotscheibe. Er aß schon lange keinen Kuchen mehr.

„Macht sich selbständig mit einer neuen Erfindung," spottete James, der Jungchef. „Unser Brüderchen ist, seitdem er Baruch heißt, stets mit neuen Ideen und Eingebungen gesegnet."

Baruch überhörte den Spott.

„Ich gehe auf eine Hachschara," sagte er kurz und einfach, als sprach er von einem Sonntagsausfluge ins nahe Gebirge.

Wieder ein neues Wort, wunderte sich Herr Wilde. Wo der Junge nur all die neuen Dinge her hatte? Er war im Begriffe, sich eine Zigarre anzustecken, aber irgend eine dunkle Empfindung — war es der Ton des Jüngsten oder die Erinnerung an das geschlossene Geschäft — zwang ihn, die Zigarre unangezündet wieder beiseite zu legen.

„Was ist das Hachschara?" fragte er.

„Hachschara ist eine landwirtschaftliche Vorbereitungsschule," dozierte Baruch. „Eine Lehr-

farm und doch noch etwas anderes, ist doch im Worte das hebräische „koscher" enthalten."

„Koscher!" Es gab Herrn Norbert Wilde einen kleinen Stich ins Herz. Er liebte das Wort nicht. Nicht etwa, daß er Verschmäher einer guten Koscherkost war, aber „Koscher" war für ihn Inbegriff all dessen, wovon er sich von Jugend her zu befreien suchte und wovon er nicht loskam.

Er hatte seiner Ida nie Vorschriften gemacht, wie sie das Haus führen sollte. Sie führte vielleicht die Küche rituell; er machte sich keine Gedanken darüber, aber er nahm es an, denn sie war aus religiösem Hause. Für seine Person bewahrte er eine Art freundliche Neutralität zu all diesen Dingen. Auf Reisen sah er darauf, daß ihm kein Schweinefleisch in den Mund kam. Am liebsten verzichtete er ganz auf Fleisch, beim Fische genügte ihm die Versicherung des Ober, daß er in reiner Butter zubereitet sei . . . An den Hohen Feiertagen, zuweilen auch an einem Sabbat, besuchte er die Synagoge — aber dann eine solche mit altjüdischem Ritus. Wenn schon Gottesdienst, dann richtig, sagte er. In „Koscher" sah er den Namen für das, was die Welt im Juden haßt, was ihm heute den Weg ins Büro verstellte. Er verspürte wieder Lust nach dem beruhigenden Dampf einer Havanna.

James hatte seine weiße dünne Zigarette schon bis zum Goldrande heruntergeraucht.

„Wenn ich sage, daß Hachschara von „koscher" kommt," belehrte Baruch, „so ist damit noch nicht gesagt, daß es in allen Hachscharoth damit so in voller Ordnung sei. Koscher heißt dem ursprünglichen Sinne des Wortes nach Vorbereitung, Rüstung. Hachschara ist eine Vorschule für Palästina."

„Du scheinst, mein Sohn, auch fleißig Hebräisch zu treiben."

„Am Ende mit Hilfe jenes polnischen Maharadscha, der Schmuhl heißt und wie ein Isak aussieht," lachte James geistvoll. Er hatte jenes Erlebnis seines Bruders nicht vergessen und grub es immer von neuem aus, um daran dessen barocke Ideen zu demonstrieren.

„Beinahe geraten, lieber Bruder," parierte Baruch. „Jener vortreffliche Mann, der seinen Namen mit so vielem Stolze trägt, ist noch hier, wirkt als Rabbi in der kleinen Klaus und ich lerne bei ihm, Abend für Abend eine Stunde. Aber nur aus dem alten Schrifttum, Hebräisch lerne ich anderswo."

„Und du willst Bauer werden?" Norbert Wilde sah fast amüsiert seinem Jüngsten ins Gesicht.

„Warum auch nicht, Vater?"

„Und deine Gymnasialbildung, die vielen Kurse, die gesellschaftlichen Allüren?"

„Ich fürchte, lieber Vater, es wird viel leichter sein, all dieses zu vergessen, als das Neue zu erlernen."

Norbert Wilde schüttelte den Kopf. Man verstand die neue Jugend nicht mehr, in der Welt draußen nicht und erst recht nicht im eigenen Hause. Nun griff er doch nach der Zigarre. Aber sie blieb kalt.

III.

Seit drei Monaten weilte Baruch auf einer jüdischen Lehrfarm, oder wie er lieber sagte, einer Hachschara in einem Dorfe des Rhöngebirges. Mutter Ida hatte, seitdem der Aelteste nicht wiedergekehrt war, keine Kraft mehr, ihren beiden Kindern Widerstand zu bieten. Und Vater Wilde meinte schließlich, es könnte nicht schaden, wenn der Junge auch einmal was anderes sehe und lerne. In seinem Geschäftsbereiche lag auch Verwaltung von Grundstücken und Hofgütern, ergo dürfte der zweite Jungchef auch Erfahrung auf einem Hofgute sammeln.

Hofgut! Etwas anderes konnte sich Herr Wilde unter einer Hachschara nicht vorstellen, nachdem ihm zur Kenntnis gekommen war, daß es eine Schule oder Fabrik für Koscher-Artikel nicht sei.

Gegen Sommerende beschlossen Herr und Frau Wilde, ihren Jüngsten auf dem „Hofgute" aufzusuchen. James schüttelte zu der Einladung, mitzukommen, verneinend den Kopf.

„Ich danke, mein Bedarf an koscherem Kuhmist ist gedeckt . . ."

Baruchs Schreiben auf die Absicht der Eltern, ihn zu besuchen, war nicht eitel Entzücken. Gewiß, er freue sich sehr, die ganze Farm freue sich . . . Aber sie möchten sich ja keine Illusionen machen, um keine Enttäuschungen zu erleben. Es sei alles mehr als einfach, sehr primitiv, aber gerade so wie e r es wünschte und erwartete . . . Zum Schlusse noch eine Bitte. Sie möchten nicht im Auto anfahren. Es würde dies zu sehr von der spartanischen Einfachheit auf der Farm abstechen, und er möchte nicht das verwöhnte reiche Bankiersöhnchen herausspielen, da wo alles e i n e Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern bildete . . .

Die Reise mußte hinausgeschoben werden, wegen James. Er ging eines Abends aus, wie er es seit einem Jahre immer tat — und kehrte nachts und auch morgens n i c h t w i e d e r h e im. Ein Freund brachte gegen Mittag ein verschlossenes Brieflein und entfernte sich sofort. „Liebe Eltern," schrieb James kurz und eilig, „Ihr dürft nicht schlecht von mir denken. Ich habe nichts Unrechtes getan, jedenfalls nichts anderes und mehr, als ich sonst unter eurer stillschweigenden Duldung tat und alle meine Freunde bis jetzt taten . . . Käme meine Sache ans Gericht, ich würde frei von Schuld und Tadel gesprochen werden. Da aber nun — ihr kennt die blonde Karoline — ein Skandal droht und die Zeiten

unruhig sind, verschwinde ich lieber zunächst, schon um euretwegen . . . Macht euch keine Sorgen um mich, ich habe aus der Sache etwas gelernt, und gehe nicht ohne Mttel von dannen. Wenn ihr in nächster Zeit nichts von mir hört, so wisset, euer James ringt irgendwo um eine neue Daseinsform, und er wird es schon schaffen . . ."

In Mutter Idas Gesicht legte sich eine neue Falte. Und wenn sie in wartender und suchender Pein zum Eckfenster hinausspähte, gingen jetzt die verlorenen Blicke nach zwei Richtungen.

Nun hielt es Herr Norbert Wilde erst recht an der Zeit, sich nach dem Jüngsten, Boris-Baruch umzuschauen.

Am Freitag vormittag, Norbert Wilde stellte gerade an seiner schweren goldenen Taschenuhr fest, daß er noch eine volle Stunde bis zur Börse hatte, meldete ihm Philipp, der Bote und Portier, einen Mann, der ihn dringend zu sprechen wünsche.

„Namen?" fragte der Chef.

„Sagt er nicht," berichtete Philipp in wegwerfendem Tone, den er eigens für Leute hatte, die nichts brachten.

„Schnorrer?" — Seitdem ihn Boris-Baruch flehentlich gebeten hatte, den Namen „Pollak" nicht zu gebrauchen, begnügte er sich mit

„Schnorrer", was in seinen Augen das gleiche war.

„Nach Aussehen und Sprache ja," entschied Philipp, der sich auf seine Menschenkenntnis etwas zugute tat.

Herr Wilde war heute, im Gedanken an das Wiedersehen mit dem Sohne, in weicher Stimmung und opferte eine halbe Mark, es war weit über das übliche in alltäglichen Fällen.

Der Portier kam zurück.

„Der Mann nimmt's nicht."

„Zu wenig? Also eine g a n z e Mark und Schluß!"

Philipp kam wieder zurück mit der Mark in der Hand.

„Der Fremde sagt, er möchte unbedingt Herrn Wilde sprechen."

Das kostet mehr, dachte Herr Wilde. Aber er ließ den Fremden ins Chefzimmer treten.

Gut, daß Herr Direktor Klingenball und Herr Aufsichtsrat Dr. Bumke heute ihren Besuch absagten, dachte Herr Wilde. Das wäre keine Attraktion für diese Herren.

Auf der Schwelle stand ein Mann im langen schwarzen Rocke, mit einer Samtkappe auf dem Kopfe und dem breitrandigen Filzhut in der Hand. Herr Wilde kannte den Typ. Was ihm auffiel, waren die klaren, wasserblauen Augen des in

den mittleren Jahren stehenden bärtigen Mannes, die frei und geradeaus auf ihn gerichtet waren.

„Ich heiße Schmuhl Karpfenteich," führte sich der Fremde ein. „Ich komme wegen Ihres Sohnes Baruch."

Herr Wilde zündete sich eine Zigarre an, als wollte er sich in einer Wolke vor etwas Neuem und Unbekanntem verbergen.

„Schmuhl Karpfenteich," dämmerte es in Herrn Wilde auf. „Ja, ich erinnere mich. I s a k, nein, verzeihen Sie, S c h m u h l, Herr oder Rabbi Schmuhl. Was verschafft mir das Vergnügen?"

„Es wird Herrn Wilde bekannt sein, daß ich mit Ihrem Sohne l e r n t e."

Herr Wilde blies erleichtert eine dicke Rauchfahne von sich.

„Nun begreife ich, der Junge ist das Stundenhonorar schuldig geblieben. So ist die Jugend, müssen schon verzeihen, Herr Karpfenteich. Wieviel macht es? . . ."

„Es geht nicht darum," wehrte Schmuhl Karpfenteich ab, „Baruch ist mir auch nichts schuldig. Aber Sie gedenken, Herr Wilde, ihn zu besuchen und ich habe einen Brief von ihm erhalten . . ."

Der Bankier bot dem fremden Rabbi Platz an. Also sah der Mann aus, der auch seinen

Sohn schon halb zum Rabbi gemacht hatte, aus einem Boris einen Baruch?!

„Sie rauchen eine Zigarre, Herr Karpfenteich."

„Nein, ich danke, ich rauche nur Zigaretten. Wenn Sie gestatten . . ."

Und er holte eine einfache Blechdose aus der Tasche und steckte sich eine schmale weiße Zigarette an. Das kleine dünne, sich ringelnde Rauchfähnchen schien gegen die dicke duftende Rauchwolke der schweren Zigarre hart anzukämpfen.

„Was wissen Sie, Herr Karpfenteich, von meinem Sohne?" leitete Herr Wilde ein, wie er gewohnt war, im Aufsichtsrate eine Verhandlung über alte und neue Aktien einzuleiten.

Aber Herr oder Rabbi Schmuhl Karpfenteich kannte nicht die Gepflogenheiten von Aufsichtsratssitzungen, er hielt sich nicht an die Formen. Er sprach rasch, etwas überstürzt und im einzelnen zuweilen unverständlich im Dialekte der polnischen Heimat. Er glättete dabei den stark angegrauten Bart, der eine Dissonanz zu den jungen Augen bildete und steckte dessen Spitzen in den Mund, wodurch die Sprache noch undeutlicher wurde. Im Ganzen wußte aber Herr Wilde schon nach den ersten wenigen Sätzen, wo der seltsame Gast hinaus wollte.

Baruch hatte in einem längeren Schreiben an seinen Lehrer einige Bedenken und Befürchtungen zum Ausdruck gebracht. Die Eltern, die aus einer großen vornehmen Welt kämen, könnten vom primitiven Leben auf der Hachschara enttäuscht, ja erschreckt sein, und ihn, Baruch, von der ihm liebgewordenen Arbeit wegreißen, ihm auch die späteren Pläne vereiteln. Er, der Lehrer, möge sie vorbereiten, bitten, vielleicht auch warnen . . .

Herr Wilde rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Verstehe, verstehe . . . Und da schickt er den Mann vor, der ihn auf diesen Weg gebracht, daß er sein Werk vollende." Das klang nicht sehr freundlich.

„Wer eine gute Tat beginnt, dem sagt man: vollende sie!" zitierte Herr Karpfenteich in der Lernmelodie des Talmud.

„Sie halten es für eine gute Tat und können es mit Ihrem Gewissen verantworten, lieber Herr, Kinder auf fremde Wege zu weisen? Steht es in den Büchern, aus denen Sie im Lehrhause studieren, geschrieben, daß es so recht und in Ordnung sei, Kinder dem Herzen der Eltern zu entfremden?" Herr Wilde schüttelte erregt die Asche von seiner Zigarre.

„Es steht geschrieben, wenn Sie, Herr Wilde, schon fragen, daß Elijahu, der Prophet, kommen

wird, um das Herz der Väter den Söhnen und das Herz der Söhne den Vätern zuzuführen."

„Na also, ein Elijahu scheinen Sie mir gerade nicht zu sein." Herr Wilde schaute nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde bis zum Börsenbeginn. Es war ein „schwarzer Freitag" vorausgesagt. Der schien schon hier begonnen zu haben.

Schmuhl Karpfenteich sah dem Bankier ganz klar und offen ins Gesicht, seine Rechte zupfte an den Bartspitzen, woher alle Weisheit zu kommen schien.

„Elijahu?" griff er das Wort auf. „Sagte ich, ich sei Elijahu? Schmuhl Karpfenteich heiße ich. Aber am Werke Elijahus arbeiten wir alle mit und ohne Wissen. Wissen Sie, Herr Wilde, warum Elijahu die Herzen der Väter zu den Söhnen und wiederum die Herzen der Söhne zu den Vätern bringen muß? Es genügte doch eines, denn ob diese zu jenen, oder jene zu diesen kämen, die Einigkeit wäre doch gleichwohl da? Also, Herr Wilde, warum doppelt?"

Unwillig und dennoch ein wenig interessiert und amüsiert warf der Bankier ein: „Sie wollen auch mit mir lernen?"

„Vielleicht auch das noch," kam Schmuhl Karpfenteich nicht aus der Ruhe. „Warum auch nicht? Jeder Jude hat schon einmal gelernt, am Sinai, wo seine ungeborene Seele mit den

Sechshunderttausend mit gestanden hat, auch Ihre, ja auch Ihre, Herr Wilde! Aber was ich hier von Elijahu sagte, gehört ganz zu unserer Sache."

„Sie meinen, die doppelte Mühewaltung Elijahus? Nun, es gibt vielleicht doppelte Provision?" beliebte Herr Wilde nach Börsenart zu scherzen.

„Von Provision verstehe ich nichts, aber etwas von Bibelerklärungen. Hören Sie, Herr Wilde, es betrifft Ihre Angelegenheit. Wenn Väter und Kinder sich nicht mehr verstehen, so liegt das zumeist an den letzteren, in vielen Fällen aber ist es auch Schuld der Väter. Der schuldige Teil muß auf den rechten Weg zurückgeführt werden, so wird der Prophet, je nachdem, wie die Sache liegt, entweder die Söhne zu den Vätern oder umgekehrt die Väter zu den Söhnen heimholen müssen."

„Sehr geistvoll," lobte Herr Wilde. „Und nun kamen Sie, den Vater auf den rechten Weg zum Sohne zu bringen!"

Schmuhl Karpfenteich überhörte den Spott und blieb bei der Sache.

„Es gibt noch ein drittes," sagte er. „Väter und Söhne sind weitweg vom rechten Wege. So müssen sie von verschiedenen Seiten her geführt werden, daß sie sich in der rechten Mitte treffen."

„Wo ist die Mitte?"

„Aber die Kinder sind unschuldig," ließ sich Schmuhl Karpfenteich nicht unterbrechen. „Vielleicht auch schon die Väter — auch die sind schon K i n d e r der Verirrung einer früheren Zeit. Wie heißt es im Gebete: „Unsere Väter haben gesündigt und sind nicht mehr da, und wir müssen ihre Sünden büßen . . ."

Herr Wilde fühlte mit Unbehagen, daß er sich mit dem Fremden schon zu viel eingelassen hatte, gleichwohl kam er von ihm und der eigenartigen Unterhaltung nicht los. Noch eine Viertelstunde. Man kam schließlich noch früh genug zum „schwarzen Freitag" auf die Börse.

„Sie kommen mit Ihren polnischen Ansichten," sagte er bedächtig, „und vergessen, daß wir hier eine andere Welt und eine Tradition von über hundert Jahren haben. Sie werden nicht unsere mitteleuropäische Uhr um hundert Jahre nach der osteuropäischen Zeit zurückstellen und alle unsere Lichter zum Verlöschen bringen."

„Nein, i c h nicht, aber die Lichter s i n d erloschen, es war kein Ostwind, der Sturm kam von innen her wie ein Sirokko. Und es ist stockfinster. Indes es dort, wo man die falschen Lichter nie kannte, im jüdischen Hause wenigstens noch ganz hell ist . . ."

„Ich kenne die Sprache," — Herr Wilde steckte sich eine neue Zigarre an. „Man warf mir damals eine jüdische Zeitung ins Haus. Man solle mit Stolz den gelben Flecken tragen, man sage J a zum Judentum . . ."

„Was heißt das, mit Stolz den gelben Flecken tragen?" erwiderte Schmuhl Karpfenteich. „Sahen wir überhaupt den gelben Flecken? Wir sind im eigenen hellen Lichte farbenblind für das Gelb der Schmach. Und wer schreit Ja zum Judentum? Wir nicht! Wenn es auf Sinai oder sonst in der Weltenwüste donnert und blitzt und die Stimme der Posaune ruft, sagen wir nicht „Ja", wir sagen: „Wir wollen tun und hören!" Es gibt für uns keine Frage, auf die man Ja oder Nein sagt, es gibt nur die Tat."

Also von denen, die in jenem Blatte von Stolz redeten und Ja riefen, war dieser fremde Rabbi auch nicht! — Wo gehörte er also denn hin? Herr Wilde kannte sich nun gar nicht mehr aus. „Ich dachte, Sie wollten mir von meinem Sohne sprechen," erinnerte er.

„Gewiß, von Ihrem Sohne Baruch, er sei gesegnet, von wem denn sonst? Er hat sich ganz zum Lichte, zum eigenen Lichte, zu u n s e r e m Lichte gefunden, und Sie dürfen, Herr Wilde, ich beschwöre Sie, keine Versuche machen, ihn davon abzubringen."

„Er hat sich gefunden, sagen Sie, und wenn das nur eine Marotte, eine Jungenlaune ist? Woher soll denn solcher Geist in ihn gefahren sein, in ihn, der in Haus und Schule so wenig von Religion vor sich gesehen hat?"

„Fragen Sie nicht woher, Herr Wilde. Es ist der Geist in ihm, der Funke in ihm, in Ihnen, in Ihren Vätern und Vorvätern, der, vom Sturm der Zeit erfaßt, zur Lohe angefacht ist. Die Flamme, glauben Sie mir, ist echt, ist s e i n e Flamme. Wissen Sie, was Rabbi Israel Salanter sagte?"

„Wer ist Salanter?"

Norbert Wilde fiel wieder die Börse ein.

„Ihr Sohn kennt ihn schon, vielleicht werden Sie ihn auch noch kennen lernen. Tut nichts. Rabbi Israel sagte: Es heißt im Talmud, wenn ein Jude eine gute Tat vollbringt, auf daß ihm Gott helfe, sein Kind genese und so, dann gilt er als vollkommen Frommer. Wieso das? Darf man Pflichterfüllung an Bedingungen knüpfen? Haben wir an Gott Forderungen zu stellen?" So fragt der große Rabbi Israel."

„Und er antwortet?"

„Er antwortet: Weil man die Bedingung ihm nicht glaubt, sie nicht ernst nimmt. Er vollbrachte die Tat in Wahrheit aus dem Grunde seines jüdischen Herzens heraus, versteckte sich nur

hinter einer Ausrede, einer Bedingung, die nicht gilt; es gilt die Tat."

„Und dann?"

„Und wissen Sie," setzte Rabbi Schmuhl Karpfenteich warm fort, „was Rabbi Israel heute sagen würde, könnte er die große Schar der heimkehrenden oder aus Not und Bedrängnis heimsuchenden Juden sehen! Er würde sagen: „Juden, Brüder, damals, als ihr euch in euren Villen und Klubs vor Gott und seiner Thora abschlosset, wart ihr nicht ihr, betroget ihr euch selbst, heute, da ihr kommt, sucht und findet, seid ihr echt, seid ihr wahr, seid ihr ihr selbst. Damals wart ihr Flüchtlinge vor euch selbst, heute seid ihr daheim. So würde er sagen. Daheim ist daheim, ob man von selber kommt, oder vom Sturm ins Haus getrieben wird, würde er sagen . . ."

Herr Wilde tat einen langen Zug an seiner Zigarre, seine Stirn legte sich in Falten.

„Was heißt das, Sturm von außen, was heißt das östlicher Geist?", ereiferte sich Rabbi Schmuhl weiter. „Wissen Sie, Herr Wilde, das, was Ihr Sohn bei mir hier gelernt und jetzt noch weiter lernt, ist nicht in Polen entstanden, sondern hier in Deutschland. Hier hat Raschi und hier haben die Tossafisten gelebt, hier Rabbi Meier von Rothenburg

und hier Rabbi A s c h e r , Sohn Jechiels und alle anderen."

„Keine üblen Firmen," dachte Herr Wilde börsenmäßig, „man müßte ihre Bilanz besser kennen."

„Die Thora sucht ihr altes Quartier auf, heißt es im Talmud. Ihr Sohn Baruch ist einer ihrer Quartiermacher."

Rabbi Schmuhl kam unvermittelt in Ekstase. Er wiegte seinen Körper im raschen Takte der singenden Töne.

„Wissen Sie, Herr Wilde, welchen Schatz der liebe Gott mit Baruch in Ihre Hände gelegt hat, welche Verpflichtung er Ihnen mit diesem Kleinod auferlegt hat? Unter Hunderten und Tausenden ragt er empor. Wie Abraham suchte er in geistiger Fremde aus dem Urquell seiner Seele Gott und f a n d ihn, er ist zu großen Aufgaben berufen, Baruch, Ihr Sohn, im Heiligen Lande vielleicht . . . Dürfen Sie ihn stören, darf ein Mensch, und wenns auch der Vater ist, die Wege Gottes verbauen, ohne seinen rächenden Zorn zu fürchten?"

Philipp klopfte an die Türe. Der Wagen warte unten.

„Sagen Sie Herrn Kohnstein, dem Prokuristen, ich gehe heute n i c h t mit auf die Börse, er möge allein hingehen und alles gemäß unseren

Verabredungen besorgen. Möchte jetzt nicht weiter gestört sein."

Philipp schüttelte hinter der Türe den runden Kürbiskopf. Eigentümlich genug war der Herr Chef schon in letzterer Zeit, seit James, der Jungchef, fort war. Nun flüchtete er sich gar vor der Börse — geradeaus in die Pollakei.

„Sie sprechen, verehrter Meister," nahm Herr Wilde wieder den Faden auf, „vom rächenden göttlichen Zorn. Wie, wenn sich dieser schon längst über uns ausgegossen hätte? . . ."

Rabbi Schmuhl entging der persönliche Akzent der Worte nicht. „Ich weiß," sagte er, „Sie haben noch einen Sohn, Baruch erzählte mir was . . . Aber glauben Sie nur, das ist der göttliche Zorn noch nicht, es ist nur eine Warnung, ein Fingerzeig Gottes, wie Sie das andere Kleinod zu hüten haben."

„Und der andere, mein Sohn James?" Wie dumpfer Hilferuf klang der Name.

„Nicht er ist der Schuldige . . ."

„Sondern i c h," ergänzte der stolze Mann klein.

„Auch Sie sind Sohn oder Enkel und im Grunde unschuldig, wenn auch alle die Schuld statt zu tilgen, gemehrt haben. Nun ist Ihrem Hause einer erstanden, der die Schuld mit tilgen will, stören Sie ihn nicht, stören Sie nicht die Wege Gottes."

„Und James, mein Aelterer," schrie es aus Herrn Wilde heraus, als müßte er sich bei einem Propheten, den ihm Gott in den Weg geschickt, letztes Wissen holen.

„Ihr anderer Sohn — ich kenne ihn nicht — wird sich finden. Vielleicht nach schwerem Leidenswege, aber er findet sich ins jüdische Heim wieder."

„James hatte sich von allem Jüdischen spöttisch abgewandt. Er sah nicht viel davon bei uns vor sich, aber wir spotteten nie der heiligen Dinge."

Es klang wie Selbstanklage und Rechtfertigung zugleich.

„Und er spottete über die jüdischen Dinge," hakte Rabbi Schmuhl verständnisvoll ein. „Auch Spott kann Zeichen innerer Verbundenheit sein, aus Aerger über Dinge, von denen man nicht los kommt . . . Darum ist auch der zweite Sohn in der Haggada, der Roscho, immer noch eine Hoffnung . . ."

„Wer soll ihm in Ferne und Fremde den Weg weisen, den er hier nicht gesucht hat?" Herr Wilde gab sich einen Ruck. Bewegte er sich schon in den Gedankengängen Rabbi Schmuhl Karpfenteichs?

„Viele kleine und große Lichter," belehrte Rabbi Schmuhl, „leuchten aus der Tiefe des jüdischen Herzens ins jüdische Heim. Wie heißt

es doch in den Psalmen: Du hast Pfade in ihren Herzen geebnet."

Es war hoher Mittag. Herr Kohnstein, der Prokurist, klingelte an: Der erwartete „schwarze Freitag" sei noch schwärzer, viele Papiere seien noch gerade gut genug, die wertlosen Aktienbündel darin einzupacken und in den Mülleimer zu werfen. Herr Wilde hörte kaum hin.

An der Türe verabschiedete er sich von Rabbi Schmuhl Karpfenteich. „Sie haben gut gelernt, verehrter Rabbi, und fast kann ich schon meinen Jüngsten verstehen."

Zögernd fügte Herr Wilde hinzu: „Wenn Sie auch für mich eine Stunde in der Woche übrig hätten . . . Sie dürfen nichts voraussetzen, ich habe nichts gelernt . . ."

„Die Thora ist jedem nach dem Maße seiner Kraft gegeben," zitierte Rabbi Schmuhl aus dem Talmud. „Sie hat Licht für aller Augen, von guter und weniger guter Sehkraft."

Philipp öffnete die Türe. Eine Welt ging draußen unter, eine andere erstand. Daß aber der Chef „diese Sorte" zur Türe hinausbegleitete, war für ihn das Unbegreiflichste, brachte ihn vollkommen in Verwirrung.

IV.

Am Sonntag Morgen fuhr Herr Wilde mit seiner seit der plötzlichen Abreise James noch stiller gewordenen Frau an die Bahn hinaus. Philipp, der das Auto steuerte, wunderte sich, daß die Herrschaften nicht, wie sonst, die ganze nicht allzuweite Strecke in die Rhöngegend mit dem Wagen machten, noch mehr, daß Herr Wilde Sonntagsbillete dritter Klasse löste. Aber man hatte sich in letzterer Zeit über so vieles im Hause seines Chefs zu wundern, daß man sich über nichts mehr wunderte . . .

In zwei Stunden Bahnfahrt war die Mittelstadt erreicht, von wo eine Schmalspurbahn nach einem Bergdorfe führte. Helle Silberstrahlen warf der junge Tag zwischen Hochsommer und Vorherbst auf die gemähten Wiesen und die gelbgrauen Getreidehaufen auf den schon kahlen Aeckern. Berge rechts und links schimmerten in dunklem Grün, und zu deren Füßen schlängelten sich Wege und Pfade wie helle Silberketten. Kleine Leute in ländlicher Sonntagskleidung saßen in den langen, sauberen Wagen, schmatzten

an ihren Pfeifen und sprachen von der Ernte, vom Vieh und vom Kunstdünger. Frauen stiegen ein und aus, die in ihrer runden Tracht mit den vielen Reifröcken wie wandelnde Tonnen dahinrollten.

Norbert Wilde saß in Gedanken versunken. Man wird viel Neues lernen müssen, klangen ihm die Worte des Rabbi Schmuhl in die Ohren. Und hat man es gelernt, dann ist es eigentlich nie neu gewesen. Es saß schon lange im Blute . . . Wie sagte es der polnische Rabbi? Vom Sinai her . . .

Nach einer halben Stunde langsamer Fahrt hielt das Züglein vor einer halbmondartig gebauten offenen Bretterbude, die hier Hauptbahnhof war. Ein kleines Bauernfuhrwerk wartete auf dem Wege vor der Bahnhütte, aus dem jetzt ein Jüngling in blauer Bluse, eine Baskenmütze auf dem Kopfe, sprang. Braungebrannt, stämmig, das verwitterte Gesicht voller Bartstoppeln, so stand der Junge da, verbeugte sich leicht vor den Gästen, ohne die Mütze zu lüften, und lud sie mit stummer Handbewegung ein, in dem mit Kisten, Stroh und Säcken gepolsterten Wagen Platz zu nehmen. Wo war Boris?

Boris? Der Junge staunte, sie hatten keinen Boris auf der Farm. Jetzt kletterte mühselig der andere Jüngling vom hohen Bocke herunter. Auch dieser trug blaue Bluse, flache Basken-

mütze auf dem Kopfe und schwere plumpe Arbeiterschuhe an den Füßen. Noch mußte er erst mit schnalzenden Tönen die ungeduldigen zwei Braunen zur Raison bringen, bevor er den Gästen das Gesicht zukehren konnte. Aber Frau Wilde erkannte am Zucken der Achseln und dem schneidenden Brrr! den Sohn, ihren Boris. Jetzt gab es kurze herzliche Begrüßung. „Deine Bartstacheln kratzen aber," zwang sich die Mutter zu einem Lächeln.

„Ihr pflegt eure Aecker besser als eure Bärte," scherzte auch Vater Wilde und hielt mitten im Satze ein, da er sich der Bitte Rabbi Schmuhls erinnerte, nicht alles gleich schlecht und klein zu finden. Schon hatte sich Baruch auf den Bock geschwungen und die Pferde zogen an.

„Es sind unsere Gäule B e l s c h a z a r und A s c h m e d a i. Besonders der zweite, aus einem Dragonerregiment stammend, ist ein wahrer Teufel. Sie hören fast nur auf Baruch," entschuldigte der Andere. „Sonst hätte er hier gesessen und ich oben. Aber es ist besser, er bleibt eine Weile oben, statt daß wir allesamt in den Graben stürzen . . ."

„Das fängt schön an," dachte Herr Wilde. Frau Ida aber sagte und dachte nichts. Ihre Mutterblicke hingen am Rücken und Hinterkopf des Sohnes oben vor ihr. Er war breit geworden, der Rücken des stets so zarten Knaben. Und der

Nacken, der von keinem Kragen überdeckt war, war wie aus Kupfer, so rotbraun, beinahe wie das Fell der Tiere, die er mit Hütt und Hott und Peitschenknall meisterte. Wo der Junge das alles nur her hatte?

Eine halbe Stunde fuhren sie auf leidlich guter Straße. Die Sonne stand noch in roter, runder Kugel im östlichen Horizonte; von einem Kirchturm auf der Höhe kam sonntägliches Glockengeläute. Jetzt ging es ein wenig bergauf, worüber sich Baruch scheinbar in gütlicher Weise mit den Braunen verständigte, denn sie kamen in ruhiges Tempo. „Schau hin, Ida, S c h a f e," lachte Herr Wilde, der heute alles von der heiteren Seite zu nehmen entschlossen war.

„U n s e r e Schafe, u n s e r e Weide," erklärte der junge Begleiter, den Baruch Mosche nannte, mit Stolz. „Der junge Mann dort, der gerade einem Schäfchen mit einer Schere die Klauen manikürt, ist unser Izchok, früher Medizinstudent in München. Er hat heute den Weidedienst. Jeder kommt einmal dran. Auch ihr Baruch kann nicht allein mit Pferden umgehen, sondern auch mit Schafen."

„Hoffentlich auch noch mit Menschen," drängte sich Herrn Wilde auf die Lippen. Aber er beherrschte sich. Es war doch gut, daß

Rabbi Schmuhl erst kam, dachte er, es war eine gute Hachschara für diese Hachschara . . .

Ein Bauernfuhrwerk kam von entgegengesetzter Seite vorbeigerollt und Baruch hatte Mühe, Aschmedai zu bewegen, daß er, der alte Dragoner, dem gemeinen Ackergaul aus dem Bauernstalle ein wenig ausweiche. Aus der Bauernfuhre riefen welche „Salon! Salon!"

„Das soll S c h a l o m heißen und ist als Gruß gedacht," erläuterte Mosche. „Manche rufen es spöttisch, manche ganz ehrlich, aber alle falsch, weil sie den unter uns üblichen Gruß noch nicht richtig erlernt haben."

„Wie steht Ihr zu den Leuten und sie zu euch?" erkundigte sich Herr Wilde.

„Im Ganzen kommen wir mit ihnen gut aus. Es ist eine arbeitsame, gutmütige, katholischgläubige Bevölkerung hier. Von den Jungen spottet mal einer, die Alten kommen zuweilen zu uns — aus Neugierde auf den „Judenacker", sehen sich dann im Stalle um und geben uns gute Ratschläge. Wir lernen viel von ihnen."

Nun bogen sie hügelan auf schmalem, etwas steinigem Weg zwischen graugemähtem Wiesengrunde ab. „U n s e r Weg, den haben wir selbst angelegt," unterrichtete Mosche, „ist noch nicht ganz fertig, muß noch mehr gestampft und gestanzt und von Steinen gesäubert werden. Straßenbau ist für Palästina wichtig, und das muß

gelernt sein. Dort gibt es bestimmt noch mehr Steine abzutragen."

„Dazu mußte der Junge das Leibnitz-Gymnasium mit Auszeichnung absolvieren," mußte Herr Wilde unwillkürlich denken, aber ein richtiger Aerger kam nicht auf.

Sie hielten vor einem Hoftor, und Baruch — hier konnte sich unerklärlicherweise Herr Wilde mit dem Namen vollkommen abfinden — sprang mit einem Satze vom Bocke. „Wie gelenkig der Junge ist und wie rotbraun sein Nacken ist," dachte Frau Ida mit Wohlwollen. Die Backenknochen etwas hart und eckig. Sie mußte an das Bild des Urgroßvaters im Salon denken, der als Hofjude im Schlesischen auch Landbesitz hatte und auch selber mit Hacke und Spaten umzugehen wußte, wie die Familienchronik erzählte, so daß ihn die Leute den „Judenjunker" nannten. Hatte der Junge, der die Züge des Ahns im Gesichte trug, auch dessen Blut in den Adern?

„Na, Muttchen, wie gefalle ich dir als Pferdelenker?" lachte Baruch. „Entschuldigt, daß ich mich auf der Fahrt so wenig um euch kümmern konnte. Mußte achtgeben, besonders auf „Aschmedai", daß er uns nicht noch zur Begrüßung über Bord warf. Er liebt zuweilen Seitensprünge, aber er war heute wirklich ausnehmend brav." Und zur Belohnung für ihr Wohlverhalten bekamen sowohl Aschmedai wie Belschazar je ein Stück

Zucker ins Maul geschoben. „Für uns gibt es keinen Zucker zum Kaffee," erklärte Baruch, „aber unser Chawer Hilel bekam kürzlich ein Paket, und da haben wir den Zucker gleich als Prämie für die Gäule beschlagnahmt . . ."

Der Hof war sauber gefegt, zum Teil gepflastert, ein großes Quadrat, vorne von einem grauweißen, nicht gerade stattlichen zweistöckigen Hause mit ziegelrotem Dache und kleinen Fenstern, zur rechten Seite mit niederen Stallungen und zur linken mit einem hohen Holzgitter abgeschlossen. Es roch etwas faul und modrig, Frau Ida griff sich verstohlen an die Nase, gab es aber rasch wieder auf, als Baruch lachend erklärte: „Es ist nichts faul in unserem Staate, es kommt nur vom Düngerhaufen hier links, der für uns das schönste Parfüm ist, besonders, wenn die kuhwarme Luft von rechts, vom Stalle her dazukommt. Wir sind gegen den konzentrischen Angriff auf die Nase gefeit — durch den Stockschnupfen, den man sich beim Heumachen holt . . . Im übrigen gedeihen wir bei diesen Lüften und Düften nicht schlecht. Seht euch mal die Hanna an."

Aus der niederen Stalltüre kam ein junges Weib gekrochen, das die Wildes im ersten Augenblick für eine Zigeunerin hielten. Wenigstens ließen es die kupferne Farbe der vollen Backen und die schwarzen Augen vermuten. Das Mäd-

chen hatte ein buntes Tuch um den Kopf gebunden, das die ganze Stirn bedeckte und am Hinterkopfe in einer übergroßen Schleife auslief. Die Füße klapperten in plumpen Holzpantinen und an den Händen hingen zwei große Blechkannen, deren eine glucksende Töne von sich gab, während die andere voll und schwer an der Rechten hing. Das junge Weib übersah die Fremden, jubelte nur den jungen Leuten zu:

„Was meinst du, Mosche, Malka hat heute volle drei Liter gegeben, Tirza aber liegt wieder matt und faul, müßte mal richtig vom Tierarzte untersucht werden. Ich glaube, es liegt an dem Futter, ist aus adeliger Herkunft und es paßt ihr so manches bei uns nicht."

„Es geht ihr wie uns," meinte Herr Wilde leise, aber vernehmlich genug, daß Frau Ida wie auch Baruch laut auflachten.

Hanna, in der Meinung, man lache über sie, fuhr mit der Hand nach Mädchenart verlegen nach dem Kopfe, als wollte sie ihre Frisur in Ordnung bringen. Da sie aber ans Tuch griff, schämte sie sich ein wenig, in die alte Rolle verfallen zu sein und klapperte mit ihren Kannen davon, ins Haus.

„Die Malka," erklärte Baruch, „das ist die rote brave Kuh, die so fleißig Milch gibt; Tirza, die scheckige, ist noch ein wenig störrisch."

„Und was ist mit der Hanna?" erkundigte sich Mutter Wilde, die all dieses doch zu interessieren begann.

„Sie hat heute den Stalldienst und das Melken und tut so, als wären die drei Liter ihre eigene Leistung."

„Ist wohl Schwester oder nahe Verwandte von deinem Freunde Mosche," vermutete der Vater.

„Nicht die Spur. Hier steht alles, Männlein und Weiblein, auf du und du. Für Floskeln haben wir keine Zeit und keinen Sinn. Hanna kommt aus Köln, war dort Sekretärin in der Rheinschiffahrtsdirektion und ist über Nacht ausgeschifft worden. Nun hielt sie anfänglich die Euter für die Typen einer Schreibmaschine, auf denen man nur so herumklappern könnte und ärgerte sich, daß die Kühe bei der Milchabgabe das Stenogrammtempo nicht einhielten. Heute wird sie zufrieden sein, Kleinigkeit: drei Liter, Rekord!"

Jetzt war Hanna aus dem Hause getreten mit zwei Bechern, einfachen, sauberen Blechtassen in der Hand, aus denen bläuliche warme Wölkchen ringelten. Sie hatte das Kopftuch abgelegt und Wildes sahen jetzt ein edelgeformtes Gesicht, in dem über einem trotzigen Näschen zwei tiefschwarze Augen sie lebhaft, aber frei und ungeziert musterten. Die Füße steckten immer noch in Holzschuhen, aber eine saubere Aermelschürze

umwallte eine zierliche Mädchengestalt wie eine Toga.

Hanna reichte Herrn und Frau Wilde die vollen Becher: „Kuhwarm, frischgemolken," sagte sie ganz ungezwungen. „Wir machen hier keine großen Empfänge, aber ich darf Ihnen, in denen ich die Eltern unseres Baruch vermute, den frischen Trunk zur Begrüßung reichen."

Norbert Wilde, dem die Sache richtig Spaß machte, ergriff den Becher, führte ihn behutsam an die Lippen, wie Medizin, schloß sogar ein wenig die Augen und leerte ihn dann in einem Zuge. Frau Ida sah den Becher von allen Seiten an. Er war hart, an einigen Stellen war das Email abgebröckelt. Ganz behutsam und ängstlich führte sie ihn an die Lippen. „Ist die Milch auch gekocht?" fragte sie plötzlich.

„Kam schon gekocht aus den Eutern, Muttchen, sie dampft ja," lachte Baruch und alle lachten, auch Frau Ida.

Es hatten sich inzwischen ein paar Dutzend junge Menschen um sie auf dem Hofe versammelt, die Jungen allesamt rocklos, die Hemdsärmel bis zu den Achseln hinaufgekrempelt. Es war bald eine regelrechte, wenn auch sehr eigentümliche öffentliche Begrüßung.

„Wo ist Herz, unser gutes Herz?" riefen einige.

„Herz Rubin," erklärte Baruch, „ist unser Führer, unser landwirtschaftlicher Direktor, Lehrer und Freund, gewaschen mit allen Wassern, von dem wir das alles lernen."

Nun stand auch der Direktor, Herz Rubin, da, wie alle Andern, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit nackten muskulösen Armen wie ein Meisterboxer. Er begrüßte die Gäste nur mit Kopfnicken. „Ich kann Ihnen keine Hand geben," entschuldigte er sich, „ich komme gerade von der Arbeit."

Herr Wilde betrachtete sich diesen schlanken und zugleich stämmigen jungen Menschen mit den guten Augen unter den dicken energischen Brauen. Der Ton, in dem er zu den Jungen sprach, war kameradschaftlich, der eines Freundes zu Freunden, und dennoch lag etwas absolut Entschlossenes darin, das Widerspruch gänzlich ausschloß.

„Wir haben am Sonntag," sagte er, „draußen im Felde weniger zu tun, aber es fehlt nicht an Arbeit im Hause. Wir haben ja auch streng S a b b a t gehalten, uns vierundzwanzig Stunden ausgeruht und Körper und Geist gestärkt. Und," fügte er hinzu, „wenn Sie sich nicht müde fühlen, könnten wir einmal die Baulichkeiten und die Einrichtung besichtigen, bevor wir ins Haus gehen."

Sie traten rechts durch die niedere Stalltüre. Sauber, hell gescheuert war im Stall der Boden bis zu den engen Verschlägen, in denen bei frischem gelbem Stroh und noch grünem Heu die Tiere standen. Frau Ida griff sich, als die warme dampfige Luft ihr entgegenschlug, instinktiv an die Nase, doch fand sie es ein wenig unpassend, und wenn man einige Minuten drin war, so empfand man den Geruch gar nicht mehr so unangenehm. „Hier ist die Malka," stellte der Direktor die fleißige Kuh vor und klopfte ihr anerkennend auf das braune Fell. Sie hatte ja heute drei Liter gegeben. Daneben lag faul und apathisch die Tirza. „Wird schon werden," redete ihr das gute Herz gütlich zu. Im anderen Verschlag stand B e l s c h a z a r, das brave Roß, vor einem Trog und trank gierig. Neben ihm A s c h m e d a i, der „Masik", wie ihn Andere nannten. Er war heute ganz ordentlich und gesittet, als wüßte er, wie man sich zu benehmen habe, wenn Besuch da ist. Auch er bekam vom Direktor in Hemdsärmeln seine verdiente Belobigung. Im letzten Verschlag, etwas vereinsamt, wieherte I s a c h a r, der geduldige Esel, klein und winzig, mit einem großen Kopfe und überlangen Schwanz, so daß wie sich Baruch jetzt übermütig auf seinen Rücken schwang, das ganze Tier nur aus Kopf und Schweif zu bestehen schien.

Auf der anderen Seite des Hofes stolperten sie über abgehängte Leiterwagen, Bauholz, einige Ackerbaugeräte und gelangten in den H ü h n e r s t a l l. Das war schon beinahe ein Hühnerpalast, so groß und komfortabel, wie sie die Wildes, die schon öfters, wenn sie in Sommerfrische waren, Hühnerkäfige gesehen hatten, als Haus für Federvieh noch nie gekannt hatten. Hier schlug ihnen eine warme süßliche Luft entgegen. Die Hühner saßen zu hunderten auf den Steigbrettern oben an der Wand, würdige Hühnermatronen; und einige putzige eitle Hähne in bunten Federn marschierten gravitätisch wie Polizeibeamte in Uniform durch das Hühnervolk. Kleine gelbe allerliebste Kücken hängten sich ängstlich an die Federn der Hennenmütter. War das hier ein Glucksen, Schnattern, Quiken, Quaken und Krähen, daß man kaum die eigenen Worte hören konnte. Der Leiter erklärte: „Sehen Sie, jede Henne hat ihre Nummer, jedes Ei trägt das Datum der Geburt in blauer Tusche an sich. Wir haben jedes Huhn und seine Leistung genau und beständig in Kontrolle. Es gibt fleißige und faule, hitzige und kalte. Solche, die nicht die Spur von Mutterqualitäten haben und solche, die nur glücklich sind, wenn sie auf ihren Eiern sitzen und brüten. Schauen Sie einmal hier in den Korb hinein, aber bitte ganz leise, nicht stören, es ist eine hervorragende Kulturarbeit,

die hier die Henne, breit auf ihren Eiern hockend, mit philosophischer Ruhe verrichtet . . . Und nun schauen Sie in die Kiste hinein. Diese frischen Eier sind das Resultat der letzten Woche. Sie kommen morgen auf den Markt in die Stadt. Was halten Sie also von unserer Hühnerzucht, von dieser Brutstätte? Sie ist der Stolz unseres kleinen Reiches, und ich hätte nur den einen Wunsch, wir könnten dieses ganze zahlreiche Hühnervolk mitsamt Eiern und Kücheln als Chaluzim mit nach Palästina nehmen."

Durch das kleine Tor gingen sie nun ins freie wellige Gelände hinaus. Der Acker rechts war gemäht und lag etwas grau da, auch schwarz, wo die Erde schon wieder frisch umgegraben war. Links die Wiese war ebenfalls gemäht, aber das neue Gras war schon nachgewachsen, brachte auch wilde Blumen mit und schillerte in einem neuen, hochsommerlich satten Grün. „Hier," sagte der Leiter, „auf der rechten und auf der linken Seite haben wir unseren Bedarf für Mensch und Vieh bis zur nächsten Ernte gedeckt. Was wir brauchen, h a b e n w i r, und was wir nicht haben, das b r a u c h e n w i r n i c h t, das ist unser höchster Grundsatz. Wer mehr braucht, als er hat, mag im Leben ein sehr wertvoller Mensch sein, gehört aber nicht hierher . . ."

„Und kommt am Ende einmal doch so ein Stadtkind und findet hier nicht, was es

suchte und wünschte, was dann?" fragte Herr Wilde ganz sachlich.

„Dann verschwindet es nach kurzer Zeit ohne Aufsehen und Aufhebens. Unser Gemeinwesen ist so, daß es alles, was ihm wesensfremd, ausstößt, ohne Spuren zurückzubehalten. Wer nicht zu uns paßt, der geht, wie er gekommen ist. Wer n i c h t geht, der paßt und gehört zu uns."

Baruch ist nicht gegangen, dachten Herr Wilde und Frau Ida zugleich; sie dachten es ohne Groll, fast mit Wohlwollen. „Was haben Sie da oben für ein reizendes Gartenhäuschen?" wurde Frau Ida aufmerksam.

„Es ist die Residenz unseres trefflichen Perachjah. Er kann vielleicht in München anders geheißen haben, wahrscheinlich Blumenfeld oder Blumenthal, hier aber, in der Vorschule für Erez Israel, hört er nur auf den Namen P e r a c h j a h. Und wie der Name so der Mensch, er betreut unsere Perachim, unsere B l u m e n. Alles Andere, Kornacker, Wiese, Stall und Hühnerhaus ist ihm Luft, er kennt nur seine Blumen und will Palästina später in einen Blumengarten verwandeln. Hier müssen wir zuweilen gegen seinen Blumeneifer etwas bremsen. Wir wollen ihm gleich einen Besuch abstatten, er und seine Blumenkinder werden sich freuen."

Da lag zwischen Wiese und Acker ein Quadrat voller bunter Blumenbeete. Einige schlum-

merten unter Glas, andere hoben ihre Kelche und ihre Knospen wie zum Gruß, Geranien, Schlüsselblumen, blaue Stiefmütterchen, ganze Reihen voll. Hohe Stöcke voll roter und weißer Spätrosen, Sonnenblumen, die sich zum Himmel reckten und dazwischen wild und ungestüm das Feuerrot der Mohnblumen. Eine bunte Pracht. Und mitten drin der etwas schmächtige, aber braungebrannte Perachjah mit der Gießkanne in der Hand, wie ein Vater oder richtiger ein Schulmeister in der Mitte seiner Schüler.

„Hier unser Blumenvater," stellte Rubin vor. Ein kurzes Kopfnicken von Seiten Perachjahs; wie ein Lehrer, der sich mitten im Unterrichte nicht stören und ablenken lassen kann. Er goß eifrig und sprach von dem einen und anderen Blumenbeet. „Zu wenig Raum," klagte er, „die Geranien können sich nicht ausbreiten, stehen zu dicht."

„Die ewige Klage," lachte der Leiter, „er kommt mit seinen Kindern immer zu kurz, dabei ist der Erlös für die Blumen in der Stadt so minimal, daß es weit rentabler wäre, den Boden mit Kraut und Rüben zu bepflanzen." Das sagte er aber so leise, daß es Perachjah nicht hören konnte. Es hätte ihn tief gekränkt, von Kraut und Rüben im Zusammenhang mit seinen Blumen sprechen zu hören.

Schon aber hatte Baruch sich ins Gartenhäuschen geschlichen und die schönsten Rosen erbeutet, die bald am Knopfloch von Vater und Mutter prangten. Eine gute Luft wehte vom nahen Bergwalde die Städter an, ihr Herz weitete sich, die erste Beklommenheit war restlos verflogen und sie fühlten ihre Lungen freier atmen als je. Fast ausgelassene Freude kam über Herrn Wilde ohne sichtlichen Grund.

„Ist das der Hermon oder der Tabor?", fragte er, gut aufgelegt, auf die Berge am Horizont hinweisend. „Und da hinten der prachtvolle Wald dürfte der Libanon sein. Ich kann nämlich zwischen Tannen, Pappeln und Zedern schwer unterscheiden."

„Ganz unsere Gefühle," meinte Baruch. „Wenn abends nach getaner Arbeit wir draußen auf der Holzbank sitzen und die Sonne hinter den Bergen untergeht, glauben wir wirklich immer, hier schon den Hermon und den Tabor zu sehen. Der Libanon freilich liegt viel weiter weg, ganz im Norden. Wir kennen uns nämlich in der Geographie Palästinas ganz gut aus."

In den Hof zurückgekehrt, besichtigten sie die Schlafräume. Rechts in dem sauberen und kahlen Saale standen zwanzig eiserne oder Holzbettstellen dicht nebeneinander. Ueber einem prallen Strohsack lag in jedem Bette eine bunte Decke. Das einzige Kissen steckte in einem

rotgewürfelten Ueberzug. Frau Ida griff ins Bett. „Hart," sagte sie, „und die Decke dürfte für den Winter zu dünn sein."

„Und wo habt ihr die Waschgelegenheit?" fragte Herr Wilde.

„Das erste Waschen geschieht hier mit Becher am Kranen und das große Reinemachen nachher draußen im Hof an der Pumpe, Sommer wie Winter."

Auf der anderen Seite im Mädchenschlafsaale war die Einrichtung gleich dürftig, nur daß hier ein paar kleine Bilder an der weißgekalkten Wand und ein paar Blumen in einfachem Wasserglas an einzelnen Betten dem Raume etwas mehr Farbe gaben. Es waren eben Mädchen.

„Wie wäre es," sagte Herr Wilde zu seiner Frau, und die Begleiter konnten es hören, „wenn wir dem Hause ein Dutzend weicher Federbetten stifteten. Was meinst du, Mutter, dazu?"

Herz Rubin wehrte ab.

„Es ist schön gedacht von Ihnen, was wir zu würdigen wissen. Aber ein Hotel mit Schlafsalon dürfen wir aus unserer Kolonie nicht machen. Wenn Sie schon was stiften wollen, dann ein Dutzend harter Bettstellen. Es haben sich nämlich zwanzig neue junge Menschen für den Herbst angemeldet, zehn werden von hier abgehen, also brauchen wir zehn neue Betten mit der genau gleichen einfachen Ausstattung wie diese. Geld

haben wir keins, und die Vereinsleitung in der Stadt, die unseren Etat besorgt, auch nicht."

„Abgemacht!" Herr Wilde ergriff die Hand des Leiters, bevor er sie wegziehen konnte. Daß sie von der Arbeit nicht ganz sauber war, störte ihn in diesem Augenblicke nicht.

Als sie nun in die Wohnräume, zwei kahle ineinandergehende Stuben, kamen, war schon Essenszeit und viel Betrieb. Auf zwei langen, schmalen knarrenden Bänken vor einem rauhen, ungedeckten Tische saßen etwa vierzig junge Menschen, Jungen und Mädels, und löffelten frisch und froh aus Emailtellern ihre Suppe. Lautes Reden und Lachen erfüllten den Raum. Man brachte zwei Stühle herbei, von denen einer an der Lehne bedenklich ächzte und wackelte; dem anderen aber war das Rohrgeflecht am Sitz durchgedrückt. Mittels dieser Wracks wurden rasch die Ehrensitze für Herrn und Frau Wilde am oberen Ende des Tisches improvisiert. Mädchen, die Haare mit Kopftuch umbunden, trugen in einem Riesentopfe, der Frau Ida wie ein Waschkessel anmutete, zum zweitenmal die dampfende Suppe auf, eine breiige, gutduftende Kartoffelbrühe, die ebensogut als dünnes Gemüse wie als dicke Suppe gelten konnte. Pinchas, der Chaluz aus Köln, hielt sie jedenfalls für Gemüse und sprach in seiner rheinischen Witzsucht von einer „Wasserkatastrophe

am Jordan". Dadurch ließen sich aber die Jungen und Mädels den Appetit nicht verderben. Sie griffen mutig und tapfer noch einmal zu und die auf dem Tische aufgestapelten Berge der schwarzen Bauernbrotscheiben verschwanden fabelhaft rasch. Für den Besuch wurden sogar zwei richtige weiße Porzellanteller irgendwo aufgetrieben und eine Serviette als kleine Tischdecke. Die Blechlöffel waren blankgeputzt. Die dicke Suppe kam aber aus dem gleichen Topf, den Frau Ida für einen Waschkessel hielt. Herr Wilde faßte Mut und aß ein paar Löffel. Frau Ida biß unentschlossen am Löffel herum und kaute am Brote, das hart und herb war, aber nicht unangenehm den Gaumen ätzte.

„Glaubst du, wir könnten hier unsere mitgebrachte Wurst — ist koscher — auspacken und auch Anderen aufwarten?" flüsterte sie Baruch zu, der in ihrer Nähe saß und sich das Essen so wohl schmecken ließ, als hätte er nie in seinem Leben etwas besseres gesehen.

„Ausgeschlossen," wehrte Baruch entschieden ab. „Wir essen nie Fleisch, auch am Sabbat nicht, wenn nicht gerade im Hühnerstalle früher ein Federvieh den Kopf hängen ließ, daß rasch eine Notschlachtung vorgenommen werden mußte."

„Wenn wir Fleisch essen, ist Jemand bei uns krank," schaltete sich Pinchas, der rheinische

Witzbold, ein. „Entweder der Esser oder das Huhn . . ."

„Wir essen in der Tat nur, was wir selber bauen," erklärte jetzt auch Herz Rubin, der Leiter, sachlich, „oder im Austausche für unsere Eier erhalten. Prinzip! Viel zu verkaufen haben wir noch nicht und was wir an Bargeld einnehmen, geht für die Abzahlung auf Pacht und Geräte drauf. Der Verein in der Stadt hilft mit. Für Eier müssen wir Brotkorn eintauschen, da wir selbst noch nicht genug haben, mahlen aber und backen selbst."

Nach dem Suppengemüse wurde ein riesiger schokoladenschwarzer Pudding aufgetragen, eine Spezialität der S a l o m e, — sie hieß früher Frieda — die heute den Küchendienst hatte. Salome oder Frieda war in Hamburg als Laborantin bei einem Chemiker tätig, und das gab, wenn ihr eine Lösung oder Mischung in der Küche mißlang, zu manchem Witzworte Anlaß. Frau Ida fand, der Pudding litt nicht an einem Ueberfluß von Schokolade und Zucker, aber sie konnte beobachten, wie binnen weniger Minuten auch dieser schwarze Berg restlos abgetragen war. Manche verzehrten noch ein paar Scheiben Schwarzbrot zum Nachtisch, und nun geschah etwas, was die Wildes nur höchst selten — wenn sie gerade bei religiösen Freunden zu einem Festmahle eingeladen waren, — erlebten: sämtliche Jungen und

Mädels beteten, machten aus dem stillen Tischgebete fast einen öffentlichen Gottesdienst. Einer rief in die Versammlung und alle stimmten stehenden Fußes etwas laut ein. Dann setzten sie sich, einer sang vor, die anderen fielen stellenweise ein, und es wurde daraus ein Gesang, daß es durch den Raum gerade so dröhnte. Dieses Gebet machte Kartoffelsuppe, Bauernbrot und etwas wässerigen Pudding zu einem königlichen Festmahle.

Nachmittags gehörte Baruch ganz den Eltern und war der gute, liebe Junge von früher. Ein Spaziergang durch den nahen Rhönwald löste die Bedrücktheit im Herzen der Städter in der würzigen Fichtenluft vollends in Freude und Frische auf.

„Sage mal, Junge, fühlst du dich wohl bei dieser Kost und dieser Arbeit?" fragte der Vater, immerhin etwas besorgt.

„Sehe ich so aus, als litte ich Not?" war die kurze Gegenfrage.

Nein, so sah er nicht aus. Er war so munter, frisch und vergnügt, wie ihn die Eltern in der Stadt als Schüler nie gesehen hatten. Und wie kundig und schön er ihnen Alter und Eigenart der einzelnen Bäume erklären konnte! Hier war das Jungholz und dort die Schonung, und um die Lichtung herum die uralten Stämme; dort am Wege die der Axt des Fällers verfallenen toten

Riesen. Kein Eichhörnchen in den Zweigen entging ihm, kein Hase, der über den Weg lief, und den Vogel in den Wipfeln erkannte und nannte er nach der Stimme und dem Flügelschlage.

„Wo hast du das alles gelernt, Junge?"

„Wir müssen auch das lernen. Förster Krause, ein etwas rauher, knorriger Mann, ist unser Freund und bringt uns einiges aus der Försterei bei."

„Und wie denkst du über deine Zukunft?" fragte der Vater gedehnt.

„Weißt du, Vater, wenn man so mit der Natur verbunden ist wie wir hier, dann denkt man eigentlich wenig, man arbeitet und schreitet vorwärts, festen Schrittes, geradeaus . . ."

„Du kannst doch nicht ewig bei den Pferden und Schafen bleiben, graben und Stall misten."

„Nein," sagte Baruch bestimmt. „Ueber den Winter, also bis zum nächsten Frühling, bleibe ich noch hier, um auch die Winterarbeit in Feld und Haus gründlich zu erlernen."

„Und dann?"

„Dann folgt der landwirtschaftlichen Ausbildung noch eine gründliche g e i s t i g e Hachschara — auf einer Jeschiwa natürlich."

„Was ist d a s wieder?"

„Eine Jeschiwa? Eine Talmudschule, wie es auch bei uns eine gibt. Ich glaube sogar, du zahlst in der letzten Zeit einen Beitrag dahin."

„Ich zahle viele Beiträge in letzterer Zeit," — Herr Wilde setzte den linken Fuß auf einen Baumstumpf und überlegte — „aber nun sag' doch mal endlich, Junge, willst du Bauer oder Rabbiner werden?"

Baruch lachte so munter in die Flur wie die Vögel, die sich jetzt in den Wipfeln zum Nachmittagsgebete sammelten.

„Es ist dies die veraltete Auffassung, daß die Talmudlehre nur für die Rabbiner da sei. Wir brauchen in Palästina jüdische Menschen auch auf dem Ackerboden, die g a n z Juden sind und um ihr Judentum wissen, Talmudbauern . . ."

„Und du willst wirklich nach Palästina?" fragte nun auch die Mutter etwas erschrocken.

„Klar. Wozu sonst wäre ich hier?"

Frau Ida überlegte in ihrer stillen Art. Noch ein halbes Jahr hier, eine Zeitlang dann beim Talmud — das Wort Jeschiwo hatte für sie wegen seiner Lautverwandtschaft mit „Schiwoh", das sie kannte, etwas Unheimliches — im Ganzen noch gut ein Jahr . . . Bis dahin konnte sich manches ändern. Aber war nicht ihr Junge, der einzige noch in erreichbarer Nähe, schon weltenweit von ihr und der Heimat entfernt?

Als sie zurück auf die Hachschara kamen, war schon wieder Essenszeit, Vesper. Wieder lagen auf dem rohgezimmerten Tische die schwarzen Brotscheiben in Bergen. Daneben edelblüten-

weiß der weiche Schmierkäse in der Riesenschüssel. Aus den bauchigen Blechkannen rieselte der selbstgezogene Kornkaffee in breitem Strome mit Dampf und Duft in die Email- und Blechbecher. Junge, gesunde Zähne bissen herzhaft ins Brot mit dem schneeweißen dicken Belag und Scherzworte flogen durch den Raum. Vorsichtig erst kostete Frau Ida vom Käse, dann aber verzehrte sie eine belegte Scheibe nach der andern. Auch die Kornbrühe aus der Emailtasse war besser als ihr Ruf. „Siehst du, Muttchen," scherzte Herr Wilde, der nun nach dem Imbiß behaglich eine Zigarre rauchte, „es geht schon besser, haben schon auf der Hachschara was gelernt. Wir nehmen uns einen Topf voll Käse mit, so weiß und unschuldig habe ich ihn noch selten gesehen. Auch ein Schock von den unter Aufsicht des guten Rubin gelegten Eiern. Natürlich alles zu den üblichen Marktpreisen. Wir halten daheim beim Frühstück Hachschara . . ."

Da gab es gar nichts zu lachen. Hanna eilte schon in die Küche, um Käse und Eier einzupacken und Herz Rubin machte den Preis.

„Und unsere heutige Zeche?" versuchte Herr Wilde eine kleine Schiebung zugunsten der Gastgeber.

„Wir dürfen im Hause selbst Speis und Trank gegen Geld nicht abgeben, haben keine Konzession," wehrte Rubin ab.

Alles wickelte sich in diesem Hause einfach, kurz, sachlich ab. Man genoß, was man bekam, in aller Selbstverständlichkeit und wagte kaum Dank zu sagen.

Noch eine letzte Ueberraschung harrte ihrer in diesem sonderbaren Hause. Gegen Abend gab es gemeinsames Gebet. Der große kahle Raum verwandelte sich in ein richtiges Gotteshaus. An der Ostwand stand sogar der Thoraschrein, der unter rosasamtenem Vorhange die heilige Rolle barg. Allmorgendlich, so erfuhr Herr Wilde, traten die Jungen hier zum Gebete an, schon früh um fünfe, in der Erntezeit noch früher. Nach dem Abendgebete, das heute Sonntag etwas früher vor sich ging, sammelten sich die Jungen in kleinen Gruppen, sie l e r n t e n. Die einen lasen aus großen Folianten und stritten, als ginge es um Tod und Leben. Die anderen hatten kleine Formate vor sich und trugen geruhiger der Reihe nach die Verse vor. In einer anderen Gruppe lasen sie nacheinander versweise aus Propheten. Baruch befand sich bei den streitenden Talmudisten. Also das ungefähr war Jeschiwoh, dachte Herr Wilde.

Frau Wilde unterhielt sich im anderen Raume mit den Mädchen. Einige waren mit Näharbeiten beschäftigt, stopften und flickten. Hanna klapperte an der Schreibmaschine; es gab Korrespondenz und Eintragungen zu machen, und

Hanna freute sich sichtlich, daß die etwas altersschwache „Adler" — Geschenk aus der Stadt — ihren flinken Fingern immer noch besser folgte als „Malka" und „Tirza" im Stalle. Ein paar Mädels saßen bei jüdischer Lektüre, auch Hebräisch, wie Frau Ida zu ihrem Erstaunen entdeckte. Noch nie hatte sie Mädchen bei hebräischen Büchern gesehen. Ihre eigenen hebräischen Kenntnisse aus der Schulzeit reichten bis zum mühsamen Lesen der Gebete, wovon sie an den Hohen Feiertagen auch andachtsvoll Gebrauch machte. Nicht etwa, daß ihre Seele das Jahr hindurch bar der Gebete gewesen wäre. Im Gegenteile, es saßen in letzterer Zeit viele warme Gebete darin, mit den Ueberschriften Eli und James — er hätte hier Jakob geheißen, mußte sie denken — für die sie in ihrem dicken Gebetbuch mit Goldschnitt weder Text noch Uebersetzung fand. Die hebräischen Texte verstand sie nicht, aber sie drangen, wenn sie im Gotteshause war, in wunderlichen Melodien ganz tief in die Seele, blieben aber dort wie ein Alp liegen, erhoben sich und sie nicht mit zur Höhe — lagerten wie grauer Nebel um ihr Inneres, weil sie den Sinn nur ahnte, ohne zu verstehen.

Und hier saßen junge, frische Mädels mit blanken Augen und schwieligen Händen und lasen und lernten Hebräisch und machten gar kein feierliches Gesicht dabei, als würden sie

sich gar nicht mit dem lieben Gott unterhalten. Sie taten es auch gar nicht, sie lasen aus dem Pentateuch, Sidra, wie sie sagten, und erzählten sich hübsche, fast lustige Geschichten, die sie Midrasch nannten.

Die in scharfem Tone ratternde Nähmaschine, das hastige Geklapper der Schreibmaschine, der helle Klang der Mädchenstimmen, Singsang und Streit der Lernenden aus dem Jungenraume, all dieses schien zusammen zu gehören, ergab kein Chaos. Draußen senkte sich die Sonne so rot und rund, wie sie sie in der Stadt nie gesehen, hinter den bewaldeten Bergrücken, die man für Hermon und Tabor halten konnte.

„Wenn sie morgen von der anderen Seite wieder aufsteigt," meinte Hanna, die ebenfalls nach der feuerroten Kugel schauen mußte, „dann heißt es: hurtig heraus und zur Arbeit! Darum machen wir immer so früh Schluß."

In der Gesellschaft in der Stadt würde eine solche Bemerkung als taktlose Andeutung zum Aufbruch von den Gästen verübelt werden. Hier war alles so einfach und natürlich, daß Konvention und übertriebene Höflichkeit wie Rauch und übler Dunst in der reinen frischen Luft sich verflogen.

Am frühen Abend fuhren die Wildes im gleichen Fuhrwerke wieder zur kleinen Station. Baruch war im Wagen und hielt die Hand der

Mutter in der seinen, als sollte sie sich vergewissern, daß er immer noch ihr alter guter Junge sei. Auf dem Bocke kutschierte jetzt Elieser, ein Chaluz aus einem oberschlesischen Dorfe, der mit Pferden bestens umzugehen wußte und, wie Baruch, auch Aschemedais Vertrauen hatte.

Kurzer Abschied. „Wann kommst du heim?"

„Ihr kennt meinen Plan und habt ihn stillschweigend gebilligt."

Als Herr Wilde in später Nachtstunde vor dem schönen Hause an der Promenade seiner Frau aus dem Auto heraushalf, meinte er:

„Mir ist es, als kämen wir von weither, aus einer anderen Welt, von einem anderen Stern . . ."

„Ich erkenne bald unser eigenes Heim nicht wieder," stimmte Frau Ida mit stillem leidvollem Lächeln ein.

V.

Vieles um Herrn Norbert Wilde war schleierhaft und undurchdringlich. Daß er aus dem einen und anderen Aufsichtsrate ausscheiden mußte, daß ihm Geschäftsfreunde und Kunden, mit denen er ein halbes Menschenalter arbeitete, auf einmal höflich oder entschieden schrieben, er möchte keine Offerten mehr an sie schicken, daß er auf der Börse nicht mehr die Dienste des Kursmaklers Laput, der zwei Jahrzehnte sein Vertrauensmann gewesen ist, in Anspruch nehmen durfte, daß er den Notar Reub, mit dem ihn persönliche Freundschaft verband, mit einem anderen vertauschen mußte, all dieses war unverständlich genug. Aber nichts von all dem brachte sein Inneres so in Aufruhr wie das Erlebnis auf der Hachschara. Vielleicht aber wuchs die Bedeutung des Besuches nur deswegen so maßlos an, weil er ihn nur noch in Verbindung mit all jenen sich überstürzenden Ereignissen nacherleben konnte.

Herr Wilde las jetzt sehr viel und besuchte häufig jüdische Versammlungen, was er früher

grundsätzlich nie tat. Zuweilen begleitete ihn Frau Ida zu den Vorträgen, die den neuen Dingen wie ein Kind stumm mit großen erstaunten Augen entgegenstand. Die Vorträge fanden zumeist in kleinem geschlossenem Kreise statt, und Herr Wilde zahlte jetzt Beiträge an alle Vereine, die solche Zirkel und Kurse unterhielten. Er las alte jüdische Schriften in deutscher Uebersetzung und erschrak, wie wenig er bisher selbst die Bibel kannte; er las auch interessiert die jüdischen Zeitschriften, die früher ungeöffnet in den Papierkorb zu den wertlosen Drucksachen wanderten. Er suchte Antwort, Aufklärung über den Sinn der Zeit. Die Zeitungen sprachen viel davon, aber sagten ihm wenig. In den alten Schriften stieß er aber hie und da auf ein Wort, einen Gedanken, die wie eine Fackel in die Dinge des Tages hineinleuchteten. Die Fackel erlosch, weil ihm das Oel des Wissens fehlte, sie zu erhalten.

Die Abende der Wildes waren ja frei. Ins Theater gingen sie nicht, obwohl ihr Theaterabonnement noch nicht abgelaufen war. Früher, als die Jungen noch da waren, gab es kleine Gesellschafts- und Musikabende im Hause. Eli, der Arzt, war ein vortrefflicher Violinspieler. Seit seinem Tode mochte Frau Ida keine Musik mehr hören. Der Klang der Instrumente wühlte ihr Inneres auf, weiche Geigentöne berührten sie, wie das Schluchzen eines Kindes: „Mutter, ich

grüße dich, Mutter, ich rufe zu dir, aus Not und Tod! . . ."

Als ein jüdischer Kulturbund, plötzlich wie aus der grünen Frühjahrserde herausgewachsen, an seine Munifizenz appellierte, fand er bei ihm eine offene Hand, weniger offenen Sinn. Nein, weder die Geigen und Flöten, noch die dazwischen redenden jüdischen Nathans und Othellos gaben ihm Antwort auf das Rätsel der Zeit.

Trotzdem besuchte er mit seiner Frau — sie ließ sich erst nach langem Bitten überreden — eine Nathanaufführung. Ein vierschrötiger jüdischer Schauspieler — früher Star einer hauptstädtischen Bühne — schrie, nach Wildes Begriff viel zu laut und stürmisch, die Fabel von den „Drei Ringen" vor dem in falschem Purpur wenig glaubhaft anmutenden Sultan Saladin. Was bot ihm diese Fabel, dieses Hohelied der Toleranz heute? Drei Ringe und keiner von ihnen war der echte. Wo war der echte?

In der Suche nach dem echten Ringe schieden sich die Geister, dachte Wilde in der Nacht nach der Aufführung nach. Und wie merkwürdig: der Sohn bleibt aus dem Ringe der Völkerfamilie ausgeschlossen, der die Echtheit seines Ringes mit den ältesten und heiligsten Urkunden beweisen kann . . .

Er ging zu Versammlungen. Es war überall ein großes Reden, Raten, Sinnen, Suchen

ohne Finden, Sehnen ohne Erfüllung. Ein Nebelhorn tönte schrill durch die dicke Luft. Wo war der Leuchtturm, der Weg und Richtung zeigte?

Da war der vielgefeierte Professor W o l k e n r e i c h. Er hatte einen großen Löwenkopf auf kleinem gedrungenem Körper sitzen und die Brust war gut zur Hälfte von einem lang und breit herabwallenden Prophetenbarte überdeckt. Seine Sprache schien aus diesem Barte zu kommen, ging aber stets nach oben, überschlug sich zuweilen in prophetischer Verzückung. Man sah ihn mehr, als man ihn hörte. Er sprach in Visionen und man war in seinem Banne, ließ sich von ihm hinauftragen, aber nicht zur reinen Sphäre des klaren Himmels, man blieb im Nebel, in Wolkenbänken haften, und die Sicht war, wenn er fertig war, erst recht verbaut.

Er las auch neue jüdische Bücher, die schöne neugeprägte Worte für alte, einfache Gedanken wie gasgefüllte Ballone aufsteigen ließen, sie verschwanden in der Atmosphäre, man wußte nicht wohin. Einfache Kindererzählungen von Frommen und Heiligen waren, wie Juwelen in Seidenpapier, weich und warm in strahlenden Wortbildern gebettet. Er las auch Geschichtsbücher. Hier wurden aus Bibel Märchen gemacht, dort Märchen zur Bibel erhoben. Es war verwirrend. Wo war die Wahrheit, wo die Grenze?

Er wußte, es gab noch andere Quellen der Belehrung, andere Schriften und andere Autoren, — die sein Baruch las; andere Studiengemeinschaften — die sein Baruch aufsuchte. Sie gingen in einfacheren Stuben, bei weniger hellem Lichte vor sich. Aber die Lehrer schöpften vielleicht eher aus dem Vollen und Eigenen — ihm war es stets, als könnten die Führer, die er aufsuchte, nur selten Eigenes spenden — aber eine natürliche Scheu hielt ihn zurück, jene Kreise aufzusuchen, der Sprung bis dahin schien ihm noch allzu gewagt.

Da las er Woche für Woche in einer jüdischen Zeitung in fast stets gleichbleibenden Worten vom Stolze, mit dem der Jude sein Schicksal zu tragen hätte, daß er Ja, Ja und Ja zum Judentum sage. Was ist Stolz und was ist Ja? Kann es einer auf Kommando in den Sturm hineinschreien, wenn das stolze Ja nicht schon von Natur aus in ihm saß, so saß, wie etwa bei Rabbi Schmuhl Karpfenteich, der strahlte vor Glück, weil er als Sohn Abrahams und Isaks wiedererkannt wurde?

Ja dieser Rabbi Schmuhl; er war heute noch der einzige, den er, obwohl er in fremder Zunge fremde Gedanken aussprach, ganz verstand. Je eine Stunde in der Woche kam er mit ihm zusammen, und in dieser Stunde war das Chefzimmer des Bankhauses Norbert Wilde in ein

kleines Lehrhaus verwandelt. Philipp, der in diesen Tagen so vieles nicht verstand, drängte auch nicht zu erfahren, warum er keinen in dieser Stunde zum Chef lassen durfte.

Noch distanzierte sich Norbert Wilde von all den neuen, oder wie Rabbi Schmuhl meinte, uralten Dingen, stand über oder neben ihnen. Aber verstehen konnte er seinen Lehrer ganz.

Ein neues Buch fiel Herrn Wilde in die Hand, schön gebunden, schön geschrieben. Wie doch die Konjunktur der Schönschreiber in diesen trüben Zeiten blüht! dachte der Bankier. Judentum am Rande! Gut, zugegeben, ich stand am Rande. aber habe ich, hat der deutsche Jude all das, was über ihn kam, verschuldet, wie es in diesen Schriften geschrieben stand? Und die Juden im weiteren Westeuropa, die sich sogar jenseits des Randes bewegen und sich noch allen Wohlergehens erfreuen? Und die Juden im Osten, die mitten drin waren und dennoch so vieles über sich ergehen lassen mußten und müssen?

Wo war Rand und wo Mitte? Stand er, der Verfasser, von dem Herr Wilde wußte, daß er diese hier gedruckten Reden auf der Kanzel eines modernen Tempels zwischen zwei Orgelchorälen hielt, in der Mitte? Zeigten die von ihm vertretenen Ideen dem Einzelnen den Platz in der

Judentumsmitte oder nicht viel eher dem Judentum den Platz am Rande des Völkerlebens?

Ueber diese Dinge sprach Herr Wilde mit Rabbi Schmuhl in der Lernstunde, nachdem er ihm den Inhalt der Bücher und so vieler Zeitungsepistel „verdeutscht" hatte. Er erwartete, daß der polnische Rabbi in die Kritik am deutschen Judentum lebhaft einhaken werde und rüstete sich zu einem geharnischten Wortstreite. Aber er erlebte eine Ueberraschung.

„Ihr Schicksal selbst verschuldet hätten sie?" ereiferte sich Rabbi Schmuhl. „Wo waren diese Propheten früher, als es Zeit war zu mahnen und Halt zu rufen? Hatte Jirmejahu, nachdem alles in Asche lag, triumphiert: „Recht so, ihr habt es verschuldet." Er sprach, wie es Zeit war, zu den Lauen, Matten und Sorglosen, und als es geschehen war, weinte er mit den Unglücklichen . . ."

„Aber die Schuld des deutschen Judentums bestreiten Sie nicht, möchten nur, da die Strafe da ist, Anklage in Mitleid wandeln," glaubte Herr Wilde zu verstehen.

„Schuld haben wir allesamt gehäuft," griff Rabbi Schmuhl hastig ein, „aber nur gegen Gott. Wie wir im Gebete sagen: „Unser Vater, unser König, wir haben gesündigt vor Dir! . . . Vor Dir nur. Die Welt hat kein Recht, uns Schuld anzuhängen, von der sie selbst nicht frei ist.

Vornehmlich die Schuld der deutschen Juden war eine Schuld gegen Gott. Der Welt haben sie mehr gegeben, als sie ihr schuldig waren . . . Und auch ihren Brüdern in der Welt haben sie viel gegeben . . ."

„Ich glaubte, man denke in Polen anders über die deutschen Juden."

„Gewiß, man sagt dort, in Deutschland sei zu wenig Thora, zu wenig Jüdischkeit, aber verkennt man darum den inneren hohen Wert der deutschen Juden? Die Emanzipation war eine schwere Prüfung für das deutsche Judentum, die Mehrzahl hat sie nicht bestanden. Dem jüdischen Osten war nur die Prüfung des Leides auferlegt, sie ist hart, aber leichter zu bestehen. Darf sich das Judentum des Ostens über das des Westens überheben? Woher wissen wir in Polen und Litauen, ob wir die Prüfung besser bestanden hätten, wäre sie uns vor hundert Jahren mit der Emanzipation geworden? Die Wenigen, denen es bei uns gelungen ist, in Stellung und Reichtum zu kommen, geben kein gutes Beispiel dafür ab.

„Und die wenigen, die hier im Westen trotz Bildung und Freiheit ihrem Gotte die Treue gehalten haben, — Rabbi Schmuhl kam ins Feuer, er glühte, als hätte er vor Gericht einen Angeklagten zu verteidigen — sind sie nicht allesamt

Große, Helden in ihrer Einfachheit, in ihrer Geradheit und schlichten Frömmigkeit? Ist es eine Kunst, in Wilna oder Warschau Sabbat zu halten, jüdisch zu leben? Nein, sage ich Ihnen, es gehört dort M u t, trauriger Mut dazu, s i c h a u s z u s c h l i e ß e n. Aber hier, hier . . . die Gasse ist unjüdisch, das Leben ist unjüdisch, der Rock ist nicht jüdisch, der Bart nicht und die Sprache nicht, nicht einmal der Name. Und in diesem Namen, in diesem Rocke schlägt ein jüdisches Herz, in dieser Sprache spricht eine jüdische Neschomo . . . Dort in den kleinen Hütten des Ostens ist der Sabbat das einzige Licht, das alle Finsternis vertreibt, irdisches Glück. Hier aber leuchten so viele bunte Lichter und — sie sind überstrahlt von den Sabbatlichtern . . . Ist das nichts? . . . Und ihr Wohltun erst? Wissen Sie, Herr Wilde, daß unsere Lehrstätten und auch die im heiligen Lande zum guten Teile von den Gaben der frommen deutschen Brüder lebten und daß der wirtschaftliche Niedergang in Deutschland heute auch ihren Niedergang bedeutet? Wissen Sie, das alles, Herr Wilde, von denen, die am Rande stehen sollen? . . ."

Nein, das wußte er so nicht. Er wußte nur, daß viele auswärtige Sendboten auch zu ihm kamen und in letzterer Zeit keiner leer von dannen ging. Dafür hatte Baruch gesorgt. Zu welchem Zwecke sie kamen und warum er Geld

hergab, darüber machte er sich weiter keine Gedanken.

„Gewiß," ereiferte sich Rabbi Schmuhl in seinem Plädoyer weiter, „die Juden bei uns haben Feuer, haben Liebe, haben Freude, haben Wissen und Gottesfurcht. Das alles braucht Moschiach, wenn er kommt, den Gottesstaat aufzubauen. Aber braucht er nicht dazu auch noch andere Ziegel und Bausteine? Etwa Ordnung, Korrektheit, Pünktlichkeit, Kenntnis der Welt? Das alles wird den Beitrag der deutschen Judenheit ausmachen, und Moschiach werden sie und ihre Gabe willkommen sein. Aus j e d e m Lande wird jeder Teil das Beste mitbringen. Warum, so ist im Werke „Mate Mosche" vom heiligen Rabbi Schneer Salman zu lesen, mußte Gott wie damals so auch jetzt Israel durch die Wüste a l l e r Völker bis ans Ziel führen? Damit sie das Beste ü b e r a l l lernen und von überallher mitbringen zum Aufbau des Hauses Gottes. Was wollen also jene mit ihren Klagen und Anklagen? Hatten sie damals, als es Zeit war und haben sie heute, da es zu spät ist, etwas Schöneres und Besseres zu lehren? Die zu lehren und zu mahnen berufen sind, nehmen heute das hereingebrochene Geschick als Mahnung an I s r a e l i n d e r g e s a m t e n W e l t. Wir alle sind zur Einkehr gemahnt, Sie und ich, Herr Wilde, Ihre wie meine Genossen und Lands-

leute. Müssen alle zusammenrücken, keiner bilde sich ein, er stehe in der Mitte und der andere am Rande . . ."

Es war all dieses, wie es Rabbi Schmuhl so herunterhaspelte, glühend vor Eifer, etwas verworren und dennoch ganz klar, ein wenig zusammenhanglos und dennoch so verständlich. Es gab keine letzte Antwort, auf das, was auf ihn in diesen Tagen eingestürmt kam, aber es sagte doch mehr als alles, was er in Vorträgen gehört, in Zeitungen und Büchern über diese Dinge gelesen hatte. Die Lernstunde mit Rabbi Schmuhl Karpfenteich wurde ihm zum Lebensbedürfnis, und er war ein wenig bestürzt, als ihm dieser eröffnete, seine Vorbereitungen für die Ausreise nach Palästina seien nun so weit abgeschlossen, daß er sich schon in den nächsten Tagen auf den Weg machen würde.

VI.

Damals entschlossen sich die Wildes zum ersten Male, eine Einladung für Freitag abend bei einer der Frau weitläufig verwandten Familie anzunehmen.

Herr Jakob Berches, der dieser Familie vorstand, war, wenn er im Winter im Pelzmantel, auf dessen gelbe Brustverbrämung der gutgepflegte, ganz weiße Bart in langen breiten Strähnen fiel, sich auf der Straße zeigte, eine auffallend schöne Erscheinung. In seinem Kreise, im Ostviertel der Stadt, galt Jakob Berches, im Besitze von Thorawissen und auch ansehnlichem Vermögen, viel und bekleidete mehrere Ehrenämter in Gemeinde und Wohlfahrtsleben. Er betrieb in seinen jungen Jahren in der Memelgegend ein ausgedehntes Holzgeschäft, zog aber, als er glaubte, genug Klötze auf seine Kosten und Gefahr den Memelstrom bis zur Ostsee hinabgeschickt zu haben, seinen Kindern nach der süddeutschen Großstadt nach und führte hier mit seiner Frau ein ruhiges, patriarchalisch verklärtes Haus, das zum Sammel-

punkt der Kinder und Enkel wurde. Die Freitagabende im Hause Berches, wo sich im Lichterglanze der Kerzen die drei Generationen bei Speis und Trank, Gebet und Gesang fanden, waren berühmt. Die Wildes hörten schon davon, durch Baruch nämlich, der in letzterer Zeit oft Gast bei Berches war. Aber die Wege von ihrem Hause nach dem Ostende waren nicht allein in räumlichem Sinne weit. Die „schwarzen Berches" nannte man draußen im Westen die Familie Jakob Berches, obwohl der Alte längst schneeweiß, die Söhne zum Teil schon graumeliert und die Enkel alle so strohblond waren, als kämen sie aus Schweden. Eine natürliche Scheu empfanden die Wildes vor diesen Verwandten, die bei ihnen, wenn sie schon einmal kamen, kaum ein Glas Wasser anrührten. Eine dunkle Wand lag zwischen ihnen. Sie schien aber, Herr Wilde wußte nicht wie, allgemach abzubröckeln. Der Gruß, wenn sie sich jetzt auf der Straße trafen, wurde freundlicher, der Händedruck wärmer. Oft mutete Wilde dieser Händedruck wie Mitleid, Beileid an, als wollte er sagen: „Ihr, die ihr der warmen Stube entbehrt, indes draußen so böse kalte Winde wehen, seid schlimmer daran, ihr dauert uns . . ."

Und die Wildes entschlossen sich, einen langen Winterfreitagabend die Gäste der Familie Berches zu sein.

Bei Jakob Berches war der Freitagabendtisch stets groß und lang gedeckt. Im Kronleuchter an der Decke brannten sämtliche Birnen, auf dem Tische in silbernen Kandelabern aber zehn schneeweiße Stearinkerzen. Drei junge Berches, Söhne der Familie, wohnten in der Stadt und ihre zum Teile noch sehr jungen und hübschen Frauen brachten ihre Sabbatlichter und ihre Kinder zur Sabbatweihe ins Haus der Großeltern; jede zwei, das heißt zwei Lichter. Von den sechs Kindern gehörten drei, zwei Buben und ein Mädchen, dem älteren Sohne Max und seiner Frau Lene, zwei Buben brachten Lothar, der zweite Sohn und Hilde, seine Frau, mit. Sami, der jüngste, erst seit drei Jahren mit seiner blutjungen und bildhübschen Dora verheiratet, stellte mit seinem Töchterchen, dem zweijährigen drolligen Baby, das jüngste Glied zu der lichtumflossenen Tafelgesellschaft in der warmen Sabbatstube der Berches.

Zu den acht Sabbatlichtern der Mutter und drei Schwiegertöchter kamen noch zwei Lichter der Tante Rosinchen, die zum eisernen Freitagabendbestande der Familie gehörte. Nicht ganz in der Reihe, aber auch nicht ganz abseits standen diese Lichter, denn Tante Rosinchen, zittrig und zimperlich wie die Lichtlein, hätte alles andere eher ertragen als ein Abseitsstehen.

Tante Rosinchen war eine „junge Witwe" von über sechzig Jahren. Der Grad ihrer Verwandt-

schaft mit den Berches ließ sich nicht präzis bestimmen, ohne Gefahr zu laufen, sich in einem Walde von Stammbäumen zu verlieren. Schlechthin „Tante" von den Kindern genannt zu werden, paßte ihr nicht; das mache zu alt ... Mutter Berches begrüßte sie aus irgend einem Grunde mit Kusinchen. Das griff Fredi, der älteste und tonangebende in der Jugendschar, auf und machte aus der „jungen Witwe", die auf den Vornamen Rosi hörte, eine Tante Rosinchen. Der Name blieb.

Tante Rosinchen, eine grundgütige Person und die aufrichtige Freundin und Vertraute von allen drei Generationen im Hause, hatte nie davon gesprochen, wieso und warum ihr Seliger, schon lange vor seinem Tode, von ihr ging; wiewohl sie sonst den Ehrgeiz hatte, stets im Lichtkreis des Interesses stehen zu wollen. Nichts war ihr unsympathischer und unerträglicher, als die Unterhaltung weitweg von ihrer Person abgleiten zu sehen. Dann verstand sie es, sich auf ihre stille Art mit einem Ruck wieder in den Mittelpunkt zu schieben. An jedem Freitagabend und immer zur gleichen gegebenen Minute pflegte sie die gleichen zwei Witze zu machen, über die sie selber von Herzen lachte, die aber die Kinder, auf Kommandozeichen von Fredi, eine Minute vorher durch eine Lachsalve anzukündigen pflegten. Wenn der Karpfen mit

der süßen Rosinensauce aufgetragen war, sagte sie, zu den Kindern gewendet: „Gelt, heute habt ihr aber alle Rosinchen gern ..." Und war es in vorgerückter Stunde Zeit, daß sie Jemand von den jüngeren Berches, wie sie gern sagte, „um die Ecke" bringe, zitierte sie kokett und falsch: „Bin weder jung noch schön, kann allein nach Hause gehen . . ."

Für die Kleinsten, die Freitagnacht bei den Großeltern schliefen, pflegte dieses Zitat die Einleitung zum Nachtgebete zu sein. Und sie freuten sich auf den nächsten Freitagabend, auf die Lichter, die Lieder und — auch auf die gute Tante Rosinchen . . .

Für fünf Uhr abends waren Herr und Frau Wilde eingeladen. Sie dachten an eine Kaffeestunde, einen „Fünfuhrtee" und waren nicht wenig erstaunt, eine reich und festlich schön gedeckte Tafel im hellerleuchteten Speisezimmer vorzufinden, als feierten sie eine Hochzeit oder dergleichen. Die Lichter und die Blumen — der große Strauß weißer Nelken war von ihnen geschickt — lachten nicht minder wie die kleineren Kinder, die die Großmutter und die eigenen drei jungen Mütter im Gebete störten. Die größeren Knaben waren noch mit ihren Vätern und dem Großvater in der Synagoge. Tante Rosinchen blätterte in einem illustrierten Journal und räsonierte ohne ernstliche Erregung über die neuen

Kleidermoden. „So was hätten wir doch nie angezogen . . ."

Der Freitagabend im W i l d e ' s c h e n Hause war weniger in Glanz und Licht getaucht. Frau Ida hatte Sabbatkerzen auf dem Tische, aus Tradition und Gewohnheit, aber sie wurden zuweilen erst in später Abendstunde angesteckt, wenn Herr Wilde zwischen sieben und acht aus dem Geschäfte kam und man zu Tische ging . . . Oefters aßen sie auch früher — wenn sie nachher ins Theater gingen, oder ins Museumskonzert. Seit einem Jahre, da sie noch wenig ausgingen, waren die Freitagabende so lang und so still wie alle anderen Abende, bei traurig abflackernden Kerzen, die nicht rasch genug aus dem ihnen fremden Raume verschwinden konnten . . . Daß h i e r alles in Licht und Glanz prangte, alles eitel Weihe, Wonne und Erwartung war, benahm ihnen zunächst den Atem. Sie waren ein wenig geblendet und mußten sich die Hand vor die Augen halten. Mutter Berches, eine rotwangige Matrone im weißen Häubchen, wie Gedula, die Rothschildmutter, auf dem Bilde, sagte aus ihrem dicken Gebetbuche heraus: „Eh, eh!" Sie war mit ihrem Gebete noch nicht fertig und konnte nur mit diesem Zeichen die Gäste begrüßen. Die drei jungen Frauen besorgten es aber für sie gründlich, und die kleine Mira renkte ihrem Teddybär fast die Arme aus, daß er Onkel und Tante, „Gut

Schabbos" sage. Bis Tante Rosinchen, die sich schon lange genug vergessen fühlte, eine Erinnerung ausgrub, aus der Zeit, da sie als junges Mädchen bei den alten Wildes oft zu Gast war und den flotten Norbert kennen lernte. „Lang, lang ist es her. Seien Sie man ja nicht eifersüchtig, Frau Wilde . . ."

Nun kündeten Schritte und lautes, helles Lachen auf der Treppe das Kommen der Männer an. Mit einem fröhlichen „Gut Schabbos" trat Vater Berches ins Haus, hinter ihm die drei Söhne Max, Lothar und Sami in der Rangordnung ihres Alters. Max und Lothar führten ihre Buben an der Hand, zu jeder Seite einen. Ihr „Gut Schabbos" war wie der helle Ausklang der Synagogengesänge. Das Kleinchen auf dem Arm der Mutter kannte die Weihe der Stunde und streckte die winzigen Aermchen nach dem Großvater aus. Das Haus füllte sich mit Licht und Liebe.

„Ein Extragutschabbos für unsere lieben Gäste!" begrüßte der Senior, dessen schöner Bart wie frisch geputztes Silber im Strahle der Kerzen leuchtete. Herr Wilde hatte plötzlich, er wußte nicht wie, ein leichtes, schwarzseidenes Käppchen auf dem Hinterkopfe sitzen. Zum ersten Male in seinem Leben. Er mußte ein paarmal danach greifen, dann saß das Ding so

gut und fest auf dem Kopfe, daß man es gar nicht mehr spürte.

Es waren genau sechzehn Gedecke auf dem Tische. Frau Ida hatte still ausgerechnet, daß mit ihnen und den größeren Kindern im Ganzen nur dreizehn Teilnehmer an der Tafel sein konnten. Nun verstand sie. Es kamen noch zwei Fremde mit, ein blasser, einfach und sauber gekleideter Jüngling und ein älterer, weniger gepflegt aussehender Mann. „Unser Sabbatbochur," wurde der Jüngere vorgestellt. Der Andere war ein Durchreisender, ein Sendbote aus Jerusalem diesesmal. Ein Gedeck blieb frei. „Es ist so," erklärte Mutter Berches, als stände das noch im dicken Gebetbuche, das aufgeschlagen vor ihr lag, „daß wir nie wissen, wieviele Gäste Vater mit nach Hause bringt . . ."

Nun waren Herr und Frau Wilde Zeugen einer seltsamen Zeremonie, die umständlich und andächtig nach ganz bestimmten Regeln vor sich ging. Jakob Berches segnete seine Kinder und Enkel, mit der Jüngsten auf dem Arm der Mutter angefangen, bis zum und zur ältesten der Söhne und Schwiegertöchter, jedesmal das gleiche Aufstützen der Hände auf das Haupt des zu Segnenden, die gleichen Flüsterworte mit geschlossenen Augen. Die Prozedur wiederholte sich dann in der genau gleichen Reihenfolge vor der Mutter, von der der Segen noch je mit einem Kusse

bekräftigt wurde. Hätte sich Frau Ida nicht geschämt, sie hätte ebenfalls den Kopf gesenkt zum Empfange des Segens . . . Sie fühlte sich in den letzten Jahren, seit dem Weggang der zwei Kinder, nichts weniger als gesegnet. Im Elternhause gab es auch das „Benschen der Kinder", wenn auch nicht in dieser Feierlichkeit. Herr Wilde erinnerte sich, wie er als ganz kleiner Junge einmal im Jahre, vor Jomkippurbeginn, zum Großvater zum Empfange des Segens geschickt wurde. In seinem eigenen Elternhause hielt man auf solche Sentimentalitäten wenig, und er hatte diese „altmodischen Bräuche" auch in seinem Hause nicht eingeführt.

Nun standen alle um den langen Tisch herum und reichten sich die Hand zu einem Kreise. Herr Wilde, der mit der Rechten die Linke seiner Frau wärmer denn sonst umfaßte, tastete unsicher mit der Linken und erwischte endlich die Hand von Tante Rosinchen. „Man ja nicht eifersüchtig," flüsterte er seiner Frau ins Ohr. Und nur die Feierlichkeit des Momentes half Frau Ida, daß sie nicht mit lautem Lachen herausplatzte.

Nachdem Klein-Mira zwischen Mama und Großvater auch noch ihren Teddybär eingeschaltet hatte, konnte der Reigen beginnen. In den wuchtigen Baß Vater Jakobs klangen die Alt- und Sopranstimmen der Frauen und Kinder

wie helle Glocken hinein, aufgegriffen und temperiert von den Baritons der Söhne Berches. Es war immer das Gleiche, dreimal jede Strophe, und dennoch jedesmal um einen Grad lauter, wärmer, getragener, als ließen sich die so begrüßten Engel immer tiefer zur Erde herab. Bei der dritten und vierten Wiederholung summten Herr und Frau Wilde die Melodie mit, die Worte blieben ihnen fremd und unverständlich; bis auf das immer wiederkehrende „Scholaum". Aber dieses eine Wort genügte, um ihnen zu sagen, daß hier Menschen Frieden geschlossen hatten mit der Welt, Frieden auch mit dem Draußen, der grauen Woche. Es war, als bekämen die alten Familienbilder an der Wand Leben und sängen mit. Es wurde ihnen mählich ganz warm ums Herz.

Am oberen Tischende stand ein großer hochbeiniger silberner Pokal mit hebräischer Inschrift in einem schwersilbernen flachen Teller voll hebräischer Zeichen, vor den Broten, die wie ein noch zu enthüllendes Denkmal unter der kunstvoll gestickten dunkelbraunen Samtdecke ruhten. Der Wein schillerte in der Kristallkaraffe, die einen Sabbatspruch auf silbernem Anhängsel wie ein Amulett an der Brust trug. Vater Berches glättete kosend den Becher und schenkte langsam und bedächtig den Wein ein. „Ich wußte nicht, daß Ihr jede Woche Seder

habt," entrang es sich Herrn Wilde, und er hielt erschrocken ein, als er merkte, wie stumm und feierlich sich die ganze Tischgesellschaft um den Senior gruppierte, der das Gebet sang.

Auch die Waschprozedur wickelte sich nach einem bestimmten Zeremoniell ab. Warum man in diesem ganz modernen Hause mit den bequemen Bade- und Waschräumen, wo das kalte und warme Wasser willig aus den Röhren floß, sich die Hände wie dazumal auf dem Dorfe an einem einfachen Becken mit einem Messingbecher waschen mußte, blieb Herrn Wilde unverständlich, auch nach den späteren Erklärungen. Daß die Damen beim Waschen die Ringe in den Mund nahmen, mutete sogar komisch an. „Es hat keinen Zweck, vor dem lieben Gott den Trauring abzulegen, er weiß es ja doch . . ." scherzte Herr Wilde, wie ihm gleich schien, wieder sehr unpassend, und freute sich, als die drei jungen Frauen dennoch aus vollem Herzen lachten und Tante Rosinchen einen solchen Lachkrampf bekam, daß sie den Segensspruch nicht sagen konnte; obwohl sie dabei stark an ihren Seligen denken mußte . . .

„Sie haben wohl immer englische Tischzeit," suchte Herr Wilde eine Plattform für eine gemeinsame Unterhaltung zu schaffen, als jetzt kein Zweifel für ihn mehr bestehen konnte, daß das richtige Essen begann.

„An Werktagen nicht," antwortete der Hausherr, „und am Freitagabend haben wir die jüdische Tischzeit."

Und nun mußte Herr Wilde erfahren, wie selbst diese banale, ums Essen sich drehende Frage Vater Berches dazu dienen konnte, eine tiefreligiöse Belehrung über die höhere Bedeutung der Sabbatmahlzeit zu geben, der alle andächtig lauschten. Was hier in das einfache Essen, sozusagen in den Suppenteller, nicht alles hineingeheimnist wurde! Von einem Tische, der ein Altar ist, wurde gesprochen, von Speisen, die Opfer bedeuten, von den Sabbatbroten, die die Schaubrote auf dem goldenen Tisch im Heiligtum ersetzen und vom Weine, der als Gußopfer zu der Weihe die Freude bringt. Sogar das Salz stand auf diesem Tische nicht um laxen Neigungen der Köchin nachzuhelfen, sondern hatte seine eigene höhere Bedeutung. „Und wenn es ein Sabbatopfer sein soll," belehrte der Hausherr, „dann soll es eben gleich mit Sabbatbeginn einsetzen, nicht, wie es leider auch in vielen modernen religiösen Häusern geschieht, erst wenn nach vielen Stunden die Weihe längst verflogen ist. Soll der Sabbat da sein und lange Stunden auf uns warten, bis wir uns dazu herablassen, ihn durch Wein und Brot zu weihen?", ärgerte sich Jakob Berches. „Nein, wir kommen ihm entgegen, wir warten auf ihn und

begrüßen ihn, sobald er da ist. Was würden Sie, Herr Wilde, von mir halten, wenn ich, nachdem Sie heute unser lieber Gast sind, erst nach Stunden käme, um Sie zu bewillkommnen?"

Dagegen war nichts zu sagen. Es war s c h l a g e n d. Die englische oder holländische Tischzeit war restlos erledigt und vergessen.

Die Suppe war gegessen. Tante Rosinchen räusperte sich. Aber Fredi, der Frechdachs und Anführer der Jugendschar, kam ihr zuvor. „Nun werden wir alle Rosinchen gern haben," kündigte er den Fisch an, und alle lachten, am meisten Tante Rosinchen selbst, dankbar, aus der allzulangen Vergessenheit gerettet zu sein. Erich, der Jüngere, protestierte: „Erst singen, wie wir es immer machen." Und so geschah es auch.

Ein Sabbatlied erhob sich im Chore, ähnlich wie vorhin, aber weniger getragen und weihevoll, ein Jubellied in vollen Akkorden, darin immer und immer wieder die Worte „Licht", „Freude" und „Sabbat" wiederkehrten. Nach dem zweiten Gange packte aber Fredi aus. Er wußte viel mehr zu erzählen, als im Wochenabschnitte von Abraham geschrieben stand. Wie Abraham schon mit drei Jahren über die Welt und ihren Schöpfer grübelte; wie er die Bilder in der Götzengalerie seines Vaters zertrüm-

merte . . . Es war sogar eine ganz lustige Geschichte, über die alle lachen mußten, obwohl sie sie längst kannten. Fredi fuhr mit der Faust aus, um es ganz plastisch zu gestalten und Erich, der jüngere und auch Franz, der noch jüngere, unterstützten ihn dabei emsig. Es war ein förmliches Jugendkomplott gegen Götzen und Bilder. Herr Wilde, der einzige, der diese Geschichte nicht kannte, hörte ihr mit größter Aufmerksamkeit zu. Er kannte sie nicht? Vielleicht noch mehr als alle anderen im Hause. Ja, er wußte schon, wie Kinder die Götzenbilder des Vaters zertrümmern! Baruch, früher Boris, der ihm den ganzen Abend nicht aus dem Sinne kam, stand ihm wieder leibhaftig vor Augen, mit Axt und Hammer in der Hand. Bums fiel ein Stück nach dem anderen von den alten Götzen und Bildern . . .

Wieder wurde gesungen, getragene und lustige Weisen, melodische und weniger melodische. Wieder wurden Speisen aufgetragen. In den längeren Pausen wechselte die Unterhaltung zwischen ernsten Belehrungen und heiteren Gesprächen. Nur von Geschäften wurde nichts gesprochen. Aus Büchern, aus Welt und Leben, aus Vergangenheit und Zukunft drangen warme Strahlen in die Sabbatstube, nur kein Schatten von der Politik oder dem grauen Werktag draußen hatte Zutritt. Als das Mädchen die

Abendzeitung heraufholte, wanderte sie vollkommen unbeachtet in den Zeitungshalter.

Der Sabbatbachur lernte zwischendurch mit den Jungen. Der Großvater trug etwas aus alten Büchern zum Wochenabschnitt vor. Der fremde Gast erzählte aus der Not in den alten Gassen, den Anstalten und Lehrhäusern in der heiligen Stadt. Not in Palästina? Herr Wilde war erstaunt, er hatte bis jetzt nur von Prosperität, Aufbau und Aufblühen gehört. „Das mag wohl für das neue Palästina stimmen," belehrte Vater Berches. „Das alte Palästina, der alte Jischuw genannt, mit seinen frommen Menschen, seinen Lehrhäusern und Wohltätigkeitsanstalten leidet Not, mehr denn je."

„Und warum unterstützt das neue Palästina nicht das alte?" fragte Herr Wilde, kaufmännisch auf den Ausgleich bedacht.

„Und w i r sollten uns von dem neuen Palästina um das heilige, seit Jahrhunderten uns verbürgte Recht bringen lassen, Zion und Jerusalem beizustehen?" ereiferte sich der alte Zionsfreund Jacob Berches.

Der Sendbote aus Jerusalem hatte aber andere Antwort, voller Klagen und Anklagen gegen das neue Palästina, das sich zu wenig um die alten Menschen und Häuser in den heiligen Städten kümmere. So ging die Unterhaltung bis sie vom Stufengesange „der Heimkehrer nach

Zion" zur Einleitung des Tischgebetes abgelöst wurde.

Mit dem Tischgebete war die Tafel offiziell aufgehoben; man verteilte sich auf die anderen Zimmer, als neue Gäste kamen, Freunde der alten und jungen Berches. Die Lichter brannten fort, auch in den Herzen. Auch der von Wildes erwartete „Teeabend" kam noch, wenn auch in vorgerückter Stunde, zu seinem Rechte. Gespräche ernster und heiterer Prägung kamen in Fluß. Reißmann, ein Reisender der Firma Berches, erzählte, da er nicht von Geschäften reden durfte, die „neuesten Witze". Er pflegte sie immer in Beziehung auf sich zu erzählen, als hätte er selbst sie auf Reisen erlebt, was den alten Berches zuweilen zu der staunenden Bemerkung veranlaßte: „Merkwürdig, genau das Gleiche hat schon mein Urgroßvater erlebt . . ." Oft genug war es erst diese Nachbemerkung, die dem Witze nachträglich den Lacherfolg sicherte. Die Kinder ärgerten Tante Rosinchen im Spiele „Mensch ärgere dich nicht" so gründlich, daß sie von Zeit zu Zeit aufsprang und laut aufschrie.

Als nun die Kinder einen Wink bekamen, ins Bett zu gehen, protestierte Fredi:

„Ist ja noch gar nicht so spät, Tante Rosinchen ist ja noch jung und schön . . ."

Dieser gute Einfall brachte den Kindern noch eine Bewährungsfrist von einer halben Stunde

ein. Als nun die Wildes aufbrachen und sich anerboten, Tante Rosinchen, da sie den gleichen Weg hätten, nach Hause zu bringen, konnte sie es aber nicht lassen, zu behaupten, „sie wäre weder jung noch schön, könnte allein nach Hause gehen," nahm aber trotzdem die Begleitung an.

Herr Wilde ergriff, nachdem sie Tante Rosinchen an ihr Ziel gebracht hatten, den Arm seiner Frau. „Wollte Philipp heute nicht hierherbestellen," sagte er, „aber wir wollen bis zur nächsten Autohaltestelle gehen."

„Wollen wir nicht, lieber Norbert, heute den Weg besser zu Fuß machen?" bat sie unsicher.

„Ich fürchte, es könnte zu weit für dich sein."

„Ja, ich fürchte, wir wohnen zu weit entfernt," gab sie versonnen zu, und es schien, als dachte sie dabei nicht allein an den weiten Weg bis zum Westende der Stadt.

Sie gingen schweigend weiter. Norbert Wilde hatte etwas schweren Kopf. Vielleicht machte es das üppige Essen zur ungewohnten Zeit, vielleicht auch der schwere Wein. Es war auch sehr warm bei den Berches, und all die gelehrten Gespräche und Gesänge. Etwas dumpf rumorte es ihm im Kopfe herum. Er tat trotz der kühlen Herbstluft den Hut ab. Er hatte in letzterer Zeit viel mit Kopfweh zu tun. Auch spürte er heute eine sonst nie gekannte Müdigkeit in den Beinen.

„Zu weit," wiederholte Norbert Wilde nachdenklich die Worte seiner Frau. Und da sie gerade eine Trambahnhaltestelle erreicht hatten, fügte er hinzu:

„Die Elektrische haben wir doch wirklich nicht bestellt, sie fährt nicht unseretwegen. Hast du immer noch Bedenken, liebe Ida?" Fast mitleidig klang die letzte Frage.

Nein, so weit war der Einfluß der „schwarzen Berches" auf sie denn doch noch nicht. Sie stiegen in den Wagen ein.

Der Wagen war um diese Abendstunde gut besetzt. Sie fanden durch Einrücken der Fahrgäste noch gerade zwei Plätze. Herr Wilde hielt immer noch den Hut in der Hand. Frau Ida saß still da, gesenkten Hauptes, ihre Gedanken gingen in weite Gefilde der Vergangenheit zurück.

„Alles schön und gut," dachte Herr Wilde. „Aber wozu hat diese religiöse Romantik geführt, was hat sie uns gegeben? Opium zur Betäubung, etwas Narkose, weiter nichts . . ."

Da fiel ihm ein, daß er die gleiche Ansicht vor kurzem auch im Gespräche mit Rabbi Schmuhl Karpfenteich geäußert hatte. Und Rabbi Schmuhl? Er stand auf und rief: „Opium, Narkose, sagen Sie, Herr Wilde? Gut! Wie unglücklich aber wäre die Menschheit, hätte sie für ihre Krankheiten, Leiden und Gebrechen nicht das Heilmittel des Opiums, wie groß ihre Schmerzen,

müßte man ihre Wunden ohne Narkose heilen!" Merkwürdiger Debatteur dieser Rabbi Schmuhl! Er hatte immer die Antwort parat auf den Lippen, als wartete er auf die Frage, und sie war so, daß man im ersten Augenblicke verblüfft nichts erwidern konnte. Er wollte noch über diesen Casus nachdenken.

Plötzlich flüsterte Herr Wilde seiner Frau zu: „Sage mal, Ida, habe ich mich heute Abend bei den Berches so verändert, daß ich allgemein auffalle? Es ist mir, als schauten alle im Wagen nach mir hin."

„Einbildung!" lachte Frau Ida und nahm ihre stillen Gedanken wieder auf.

Nach einer kurzen Weile:

„Liebe Ida, da ist etwas nicht in Ordnung. Hast du einen Taschenspiegel? Alles mustert mich. Dort deutete sogar jemand mit den Fingern nach mir und die Anderen lachten."

Frau Ida hob ein wenig den Kopf. „Gott im Himmel!" entrang sich ein Schreckensruf ihrem Munde. Eilig fuhr sie mit der Rechten nach dem Hinterkopfe des Gatten und entfernte etwas. Dort saß noch das Käppchen, das schwarze Käppchen der schwarzen Berches.

Da die Leute jetzt erst recht die enthüllte Glatze des Herrn Wilde zur Zielscheibe ihrer Blicke nahmen, stiegen sie an der nächsten Haltestelle aus. „Die Juden haben wohl jetzt

schon Fastnacht," spottete ihnen ein Halbwüchsiger nach, und alle anderen lachten.

„Kommt davon," machte Herr Wilde auf der Straße seinem Aerger Luft. Er sagte nicht, wovon.

Sie legten nun den größten Rest des Weges bis zu ihrer Wohnung zu Fuß zurück.

Im Briefkasten lag ein Brief. Die Abendpost hatte ihn gebracht. Aus Brasilien. Herr Wilde stutzte. Er hatte keine Beziehungen zu Brasilien. Er machte den Brief auf. Ein neues Verhängnis. Die Schrift unleserlich, überhaupt keine Schrift, eckige und verschlungene Striche und Punkte, wohl hebräisch oder arabisch. Er war heute von „Koscher" verfolgt. Erst die Berches, dann das Käppchen und nun Hebräisch, aus Brasilien . . .

„Wird ein Schnorrbrief sein," vermutete Frau Ida.

„Nein, die kommen nicht aus Brasilien, die kommen auch ins Geschäft. Hier schrieb Jemand, der unser Heim kennt," sagte Herr Wilde, und beide dachten an ihren Sohn James, von dem sie seit seinem plötzlichen Weggange kein Lebenszeichen erhielten.

Rabbi Schmuhl, dachte Herr Wilde, könnte den Brief entziffern. Aber er wußte, daß er am Freitagabend und Sabbat Rabbi Schmuhl nicht auftreiben werde. Nicht ohne Scham dachte er

daran, daß er so wenig vom Leben dieses seines Rabbi wußte, daß er jetzt, da er ihn dringend benötigte, nicht einmal seine Adresse kannte. Man mußte sich schon bis Sabbatausgang gedulden.

VII.

Die vollbeladenen Last- und Kohlenwagen, die, von keiner Straßenbahnklingel gestört, durch die breite, farblose Straße des Ostviertels rollen, passen mit ihrer schweren grauen Werktägigkeit schlecht in das geruhige Sabbatbild in und vor den Häusern hinein. Die auf dem Wege zur Synagoge ihnen ausweichenden Juden mit ihren sabbatlich herausgeputzten Kindern nehmen sich wie irrende Lichter einer fernen Welt aus. Gut ein halbes Dutzend solcher Bethäuser, deutscher und östlicher Art, führen hier auf engem Raume zwischen Fluß, Promenade und Straße, zum Teile im Verborgenen der Höfe hinter Mauern, ihr geweihtes Dasein. Schon in einem der ersten Häuser, das sich von den anderen der grauen Front in nichts auszeichnet, blüht solch gottgeweihtes Leben im Stillen. In dieser kleinen Bet- und Lehrstätte fand sich eine Gruppe von Menschen zusammen, die für die chassidischen Riten der östlichen Bethäuser kein Verständnis hatten, sich aber auch an die ewig gleichgestellte Uhr der offi-

ziellen Synagogen nicht halten mochten und sich hier auf ihre gut litauische Art ausleben konnten. Mehr als die anderen östlichen „Schulen" zog diese mit ihrem deutschen Ritus und ihrer deutschen Ruhe und Ordnung auch eine Anzahl westlicher Beter an.

In diesem aus drei einfachen, kahlen Zimmern bestehenden Gotteshause strahlten nach Ausgang dieses Sabbats alle drei Birnen an der Decke von neuem auf und noch einige Stearinkerzen dazu wie an einem Feste. Es war auch ein solches, und sogar ein Doppelfest. Man hatte mit verteilten Rollen alle Talmudtraktate zu Ende gelernt, und es war gewiß kein Zufall, daß das Auslernen mit der Abschiedsfeier zusammenhing, die zwei nach Palästina ausreisenden wertvollen Mitgliedern der Corona galt.

Eigentlicher Gastgeber war Rabbi Nathan Eilgut. Er war es, der sogar ganz allein heute, und nicht zum ersten Male, alle „sechs Ordnungen" des babylonischen Talmuds zu Ende gelernt und damit sozusagen seine Arbeit in der „Fremde" beendet hatte. Denn nun ging er „heim", wollte sich schon in wenigen Tagen mit dem gleichen Schiffe wie Rabbi Schmuhl Karpfenteich, der darum an der Festtafel den Ehrenplatz neben Nathan Eilgut einnahm, nach dem heiligen Lande begeben.

Rabbi Nathan Eilgut lebte und lehrte bereits seit Jahrzehnten in der großen deutschen Gemeinde, so daß die jüngere Generation ihn längst als den ihrigen angesehen hätte, wären nicht die Tücken und Fallen der Sprache gewesen, die die Scheidewand in ihren letzten Resten immer noch aufrecht erhielten. Das tat der Achtung und Liebe, die er in seinem Kreise genoß, keinerlei Abbruch, verlieh ihm sogar in mancher Augen etwas wie Raritätswert. Goldsauber, ohne Makel und Stäubchen wie sein schwarzer, halblanger Rock, war sein Charakter, sein Herz, waren seine Lippen, über die nie Unreines oder Unwahres, Unrechtes oder Abfälliges gegen jemand kam. Kindliches Gemüt sprach aus der milden leisen Rede und spiegelte sich in den blaugrauen, rein und hilflos dareinschauenden Augen. Obwohl alle Welt wußte, daß er den gesamten Talmud von Anfang bis zu Ende so geläufig beherrschte, wie ein beständiger Synagogenbesucher das „Aschregebet", nahm er nie den Rabbititel oder andere Ehrungen für sich in Anspruch. Er war Talmudlehrer und wollte nichts anderes sein. Freilich hatte seine große Beschlagenheit und seine intime Vertrautheit mit der gesamten Materie den Nachteil, daß er dieses Verhältnis zur Lehre auch bei den Schülern voraussetzte. Vor ihm selbst lag das ganze endlose Meer so frei und offen und übersichtlich von Ufer zu Ufer aus-

gebreitet, daß er glaubte, auch seine Jünger mit in den Strudel hineinreißen zu dürfen. Ob sie mitkamen oder nicht, er raste weiter, raste durch die Folien, daß der Beshamidraschwitz das Wort vom „rollenden Eilgut" aufbrachte. Man hatte bei diesem beschleunigten Verfahren und diesen Rekordleistungen sehr oft Anlaß, mit Rabbi Eilgut Sijum zu feiern. Nun war es der letzte Sijum, Sijum aller Sijumim in der ihm zur Heimat gewordenen und letztens dennoch fremd gebliebenen Stadt.

Es gab bisher gute Jahre in Arbeit und Ehren, aber rasch hatte sich das Blättchen gedreht, so rasch, wie Rabbi Eilgut die Blätter der Folianten zu wenden pflegte. Nun hatte Rabbi Nathan Eilgut, wie viele Andere seines Gleichen, in materieller Hinsicht noch so wenig hier zu verlieren, daß er seinen Traum, nach dem heiligen Lande zu übersiedeln, ohne Bedenken zur Erfüllung bringen durfte.

Zu diesem Feste war die ganze Elite der östlichen Gelehrtenwelt erschienen und auch viele Einheimische aus dem Schüler- und Freundeskreise Rabbi Nathans. Rabbi Schmuhl Karpfenteich, einer der hervorragendsten Gelehrten und zugleich Wegegenosse des Gastgebers, war mit dem Vortrag der halachischen Abhandlung, genannt „Hadran", betraut worden. Es war dies kein leichtes Spiel in dieser Arena von geübten

und erprobten geistigen Meisterkämpfern. Er konnte gar nicht tief genug schürfen und sich hoch genug erheben, gar nicht genug Gedankenbrücken bauen und sie wieder abreißen, um dieses illustre Auditorium zu interessieren und zum Mitgehen zu zwingen. Fernliegende Welten hatte er zu verbinden und verschüttete Wege bloßzulegen, und dennoch gab es Einwand und Widerspruch.

Rabbi Schmuhl Karpfenteich hatte Zeit, die Eile lag ihm nicht, er liebte solide Grundlagen, logischen Aufbau von der Grundmauer bis zur Dachzinne. Dieses langsame, bedächtige Voranschreiten reizte aber gerade Rabbi Eilgut, jedes angeschlagene Wort aufzugreifen und ganze Partien vorauszuzitieren. Rabbi Schmuhl ließ sich nicht irre machen, nicht vorwärtstreiben. Er baute weiter, fest und sicher, Ziegel auf Ziegel, Stein auf Stein. Noch einmal und noch einmal, wenn Stürmer die Steine abrissen. Eine heiße Geistesschlacht war im vollen Gange.

Besonders erregte sich der alte Rabbi Jekele Krakauer, ein kleines Männchen, fast ein Krüppel, der am Stocke wie an einer Krücke auch bei Tische hing, dem aber im Geistesstreite zusehends Kräfte und Schwingen anwuchsen. Er glühte förmlich, sprach und sprang auf, zitterte vor Erregung, und das welke verhutzelte Gesicht

bekam Feuer und Farbe, die alle grauen Falten überdeckten. Nicht ein Wort, nicht einen Gedanken nahm er ruhig und ohne Widerspruch hin, und wo er etwas billigte, hatte er dafür ein Dutzend Belege, die gleich in Karpfenteichs Rede geräuschvoll hineingebaut wurden. Rabbi Jekele Krakauer gehörte nicht zu diesem Lehrhause. Er war von chassidischer Einstellung, und der Kriegssturm hatte ihn einmal von einem galizischen Rabbinatssitze hergeweht, aber er war auch in diesem Kreise wegen seiner immensen Gelehrsamkeit sehr hoch angesehen.

Von anderer Art war Rabbi Nachum Chabad. Inhaber eines Amtes in der Gemeinde, gewöhnte er sich auch ruhigere Manieren an, wenn es auch in ihm zuweilen brodelte und überkochte. Er hörte aufmerksam den Ausführungen zu, glättete, wie es seine Art war, mit der Linken den gepflegten Bart unter dem Kinn nach oben, so daß dieser ganz in die Luft stach und wie eine Wetterfahne den Wind andeutete. Kenner der Chabad'schen Art konnten nach dem Stande der Bartspitzen genau beurteilen, ob Rabbi Nachum im Momente die Ausführungen billigte oder ablehnte. Zwischendurch brummte aber aus diesem Barte etwas heraus, Widerspruch oder Bestätigung. Denn auch Nachum Chabad wußte mit Meisterschaft an Klippen und Riffen im weiten Meere des Talmuds vorbeizusteuern.

Ganz ruhig und würdig saß Herr Jakob Berches da. Aus dem Memelgebiet stammend, hielt er so ungefähr die Mitte zwischen Ost und West, fühlte sich auch als Brücke, die nicht wanken durfte. Er hatte nicht mit dareinzureden, sondern sich zur Vermittlung bereitzuhalten, wenn der Streit einmal ins Persönliche übergreifen sollte. Er saß mit verschränkten Armen und zeigte nur durch eifriges Kopfnicken, daß er schweigend dem Gang der Schlacht genau in allen Teilen folgte.

Nicht ganz so ruhig und gemessen horchte aber Berl Genauer. Auch er war wie Rabbi Schmuhl Karpfenteich ein Logiker, der allem auf den Grund gehen mußte, aber von einer modern übertünchten Art. Er liebte nicht das viele Dareinreden und dämpfte auch manchen Uebereifer mit einem abwehrenden „Scha!" . . . Aber war ein Gedankengang zu Ende, liebte er es, ihn zu resumieren, zu prüfen. Kaufmann von Beruf war Herr Genauer, aber nach Vorbildung und Neigung doch Gelehrter und nur Gelehrter. Fragte man ihn Abends, wie er heute mit dem Geschäftsgang im Laden zufrieden war, so lautete seine Antwort: „Gott sei es gedankt, es kam heute kein Mensch, und ich konnte ungestört den ganzen Tag beim Rambam bleiben . . ."

Die Stärke und zugleich Schwäche des Herrn Genauer war seine übersteigerte Korrektheit.

Im östlichen Kreise verübelte man ihm ein wenig, daß er bei seinem Lehren so viel Wert auf Form und auf gute deutsche Ausdrucksweise legte. Daß es ihm dabei zuweilen wie einem unsicheren Musiker erging, der eine Oktave zu hoch greift und daß sich die fatalen Fremdwörter in der Regel zur ganz unrechten Zeit einstellten, merkte man auf dieser Seite nicht. All das minderte die Bedeutung Berl Genauers nicht, gab ihr im Gegenteil eine ganz besondere Note, die man in den östlichen wie westlichen Kreisen hoch zu schätzen wußte. In Rabbi Karpfenteich hatte er einen Partner, mit dem er sich im Logischen traf, und so hatte er hier eigentlich nicht so viel einzuwenden.

Selbstverständlich fehlte in dieser Festversammlung auch „General Kleinow" nicht. Ein richtiger General mit Schwert und Sporen war er nicht, im Gegenteil ein kleines, pralles Männchen, an dem alles, vom Hut bis zum Bart und bis zum Atlaskaftan, den er bei feierlichen Anlässen und auch heute trug, pechschwarz war. Dieser Mann hatte eine geheimnisvolle Vergangenheit, von der man nur in Zeichen und Andeutungen sprach. „Es war einmal . . ." so fing auch die Legende seines Lebens an. In der russischen Großstadt war er in den guten Zeiten erfolgreicher Heereslieferant und hatte als solcher sozusagen alle militärischen und Zivilbehörden

in der Hand oder, wie er selber sagte und was wohl richtiger ist, in der T a s c h e . . . Am reichgedeckten Tische seines schönen Hauses speisten täglich Dutzende von Armen, Jüngern und Meistern der Thora; und wer ein Anliegen bei der Behörde hatte, wer unverschuldet in eine Affäre, in Konflikt mit den Rayongesetzen gekommen war, kam zu ihm, General Kleinow, wie ihn der Volksmund bald nannte; und der kleine Mann ohne Spur von Rechtskenntnis, ohne volle Beherrschung der russischen Sprache, liquidierte die Angelegenheit mit spielender Leichtigkeit in wenigen Minuten. Der Bolschewismus, der das Erbe des Zarismus antrat, spie mit vielem Wertvollen und Wertlosen auch diesen kleinen General aus. Er wollte im Auslande das Vorüberstürmen der roten Welle in seinem Heimatlande abwarten, und so wartete er immer noch, seit vielen Jahren schon.

Inzwischen hatte er Heim und Haus und Vermögen bis auf den letzten Groschen und Ansehen und Einfluß dazu eingebüßt. Seitdem führte General Kleinow hier Krieg gegen den roten Bolschewismus, Krieg auf eigene Faust, Krieg aus seiner Busentasche heraus, wo sich die Briefe und Dokumente zu Berge häuften. Ein wandelndes Archiv und von einem einzigen Bestreben beseelt, den Brüdern in diesem Reiche Brot zu verschaffen, sie aus der Hölle zu befreien. Von

allen jüdischen Nöten sprach er, nur nicht von der eigenen in seinem Hause, wo es vielleicht auch manchesmal am Nötigsten mangelte. Er gab keine Ruhe, er ließ nicht locker. Er erschien ungerufen und ungebeten in jüdischen Versammlungen und klopfte, wie ein echter erzürnter General, auf den Tisch: „Und die russischen Juden? Wollt ihr sie mit ihren Kindern verhungern lassen?" . . . Er lief von einem zum andern, kein Prominenter hatte nur einen Tag Ruhe vor ihm. Er nahm Abweisungen und Verspottungen auf sich, aber es war doch letztlich s e i n Verdienst, daß alljährlich zur Pessachzeit unzählige Pakete mit Mazzoth und anderen Lebensmitteln nach Rußland abgingen, daß das Jahr hindurch auch Gelder für die Notleidenden gesammelt wurden, daß Unzähligen, besonders Rabbinern, dort aus Todesnot der Weg nach Palästina geebnet wurde. Hier, in diesem Kreise, bei diesem Festanlasse, hatte er nicht zu wecken und zu werben, auch nicht zu kämpfen. Er hatte für einen Abend Waffenstillstand geschlossen, und so saß er da und verfolgte mit lachendem Gesichte, mit den glücklichen Augen eines aus mancher Schlacht siegreich hervorgegangenen Generals den Kampf auf einem Schlachtgelände, wo er sich nicht zuständig fühlte.

Nun hatte Rabbi Schmuhl Karpfenteich seine Rede nach den unzähligen Störungen und Zwi-

schenfällen beendet, sein Schifflein aus allen gefährlichen Brandungen in den ruhigen Hafen gesteuert. „Gott wollte seinem Volke Kraft verleihen, so segnete er es mit Frieden . . ." Und das Wunder trat ein, denn nun waren alle wilden Kämpen einig, und einmütig erhob sich der Dankeschor „Jejascher kochachoh!" Es wachse deine Kraft. Keine Kraft im Reiche des jüdischen Geistes ist groß genug, daß sie nicht noch weiter wachsen und steigen könnte . . .

Nun wusch man sich die Hände und ging zu Tisch. Ein solennes Mahl konnte es nicht genannt werden, wenn vor jedem der Gäste zwei belegte Brötchen lagen, dazu noch je ein Glas schäumenden Bieres. Zuletzt tauchte noch eine schlanke Schnapsflasche auf, die leider von zu wenig Gläschen umgeben war. Bier und Schnaps hatte Herr Jakob Berches gestiftet. Die Brötchen, eine Spende des Bäckers Posner, waren gut und reichlich von David G u t h e r z belegt worden. Gutherz, seines Zeichens Metzger und Wurstler, sah in der Wurstküche, in der er Sommer wie Winter schon fünf Uhr morgens die Arbeit aufnahm, nur den etwas glitschigen Boden, von dem er sich in die Höhe erheben konnte. Die Höhe war hier, wo gelernt und von Thora so gesprochen wurde, daß er nur wenig davon verstand. Die Höhe war für ihn auch da, wo er mit Hand und Herz helfen konnte, wenn er etwas

Freude in Armenstuben, so ganz unauffällig und von ungefähr, tragen konnte. Gutherz war, wie er selber oft sagte und ihm Andere gern bezeugten, vielleicht der einzige, der aus der Inflation sein ganzes Vermögen, sogar noch mit hohem Zuwachs, rettete — indem er die damaligen Millionen und Milliarden fast restlos in Lehrhäusern, auch in kleiner und großer Wohltätigkeit investierte, also so anlegte, daß sie für alle Zeiten reiche Früchte trugen. Man konnte ihn in den schlimmen Notzeiten bei stechendem Winterfrost hoch auf einem Kohlenwagen sehen, um armen Leuten Brennmaterial in den Keller zu schaffen, und er war glücklich, wenn ihn einmal eine verärgerte Frau, die ihn für einen Kohlenknecht hielt, mit Schimpfreden empfing, weil er so zur Unzeit komme, oder ihm gar, gutgestimmt, ein Trinkgeld in die Hand drückte, das er in allen Fällen auch gutmütig annahm. Notleidende Familien bekamen die Knochen aus seinem Fleischladen, die aber gerade so gut „Fleisch mit Knochen" genannt werden konnten. Jünger einer ganzen Lehranstalt wurden durch ihn in den schweren Tagen der Brotkarte aus Eigenem und durch Sammlungen ausgehalten. Also hatte er sein Millionenvermögen besser verwaltet als alle Anderen, die heute auch nichts mehr davon besaßen, aber auch die Freude nicht hatten, die Meister Gutherz empfand, wenn er sich, wie heute Abend,

bei einem solchen Feste Rechenschaft ablegte über all das, was er zur Erhaltung dieses kleinen Reiches beigetragen hatte. Er pflegte, obwohl kein Jüngling mehr, auch jetzt noch von Morgengrauen bis in die tiefe Nacht schwer zu arbeiten, so daß er abends vor Müdigkeit umfiel. Aber er blieb wach und frisch bei einem solchen Anlaß, der ihm gewissermaßen die Bilanz seiner Millionenernte in jenen Jahren der Geldflut zeigte. Der von ihm gestiftete Aufschnitt mundete gut. David Gutherz freute sich.

Rabbi Nathan Eilgut begann gerade mit seiner Begrüßungsrede. Eine Exkursion durch den Wochenabschnitt, durch alle Wochenabschnitte, durch Midrasch, durch alle Midraschim, die etwas von Thora und Erez Israel enthielten. Ohne Formalitäten biß man in die Brötchen hinein und trank das schäumende Bier dazu und ließ sich alles wohl schmecken. Gleich nach dieser Rede stimmte Rabbi Nachum Chabad, ein gottbegnadeter Sänger, der im gleichen Raume an den hohen Feiertagen am Vorbeterpulte den Betern sozusagen das Herz aus der Brust riß, einen Psalm an. „Ein Lobgesang von David, Gott ist mein Hirte, mir wird an nichts mangeln . . ." Immer höher, immer lauter, in wachsender Inbrunst erscholl der Gesang im Chore. Und als Rabbi Nachum zum dritten Male den Psalm begann, stets die gleiche Melodie und doch immer in anderer höherer Ton-

lage, da standen die Gäste wie auf Kommando auf und reichten sich die Hände. Bei den Psalmgesängen entwickelte sich ein Tänzchen um den Tisch herum, das sich rauschend zu einem kultischen Tanze steigerte, einem Gebete in Gesten und Bewegungen, das Rabbi Eilgut in immer rascheres Tempo zu treiben bemüht war, während Rabbi Karpfenteich und Genauer gemessen, aber gründlich mit Nachdruck auf den Boden stampften. Nachums Stimme erreichte beträchtliche Höhen und schien nicht aus der Kehle, sondern von unten her, aus einer Kammer im Herzen zu kommen.

Meier H a i f u ß, ein junger Bochur, rief mitten in Gesang und Tanz hinein:

„Ein Auto ist vorgefahren, ein Herr ist da und fragt nach Reb Schmuhl."

„Was heißt ein Herr?" fuhr ihn Rabbi Nachum Chabad, noch in singender Melodie, an. „Ist es ein Jude, dann red' doch d e u t s c h, Chamer! Man sagt, ein Jüd oder ein Orach. Was heißt ein Herr? Soll kommen und mittanzen."

Es war bekannt, daß wenn Nachum Chabad ein ganzes Glas Bier und noch einen Schnaps dazu getrunken, was natürlich sonst nur am Purim und Simchasthora geschah, er sich eines barschen, burlesken Tones bediente und Jeden duzte.

Der Fremde trat ein. „Ach, Herr Wilde," begrüßte Rabbi Schmuhl den unsicher und verlegen auf der Schwelle stehenden Bankier. „Willkommen, Herr Wilde!", rief er noch einmal und ließ in sprachlosem Staunen die Hand seines Nebenmannes los, wodurch er den ganzen Ring auseinanderriß. Es traf ihn ein tadelnder Blick Nachum Chabads. Da ergriff Rabbi Schmuhl kurzentschlossen die Hand Norbert Wildes und ließ sie nicht mehr los. Und da sich Wildes anderer Hand Nathan Eilgut bemächtigte, war der Ring wieder geschlossen und der Tanz ging weiter.

Herr Wilde wurde, er wußte nicht, wie ihm geschah, mitgezerrt und mitgeschoben. Ganz schwindelig wurde es ihm im wilden Wirbel, und Schweiß trat ihm auf die Stirne. So mußte es wohl sein, dachte er, wenn man im Raketenauto durch die Luft schwebte, und er atmete erleichtert auf, als der Gesang mittendrin abbrach, und er am Tische zwischen Rabbi Schmuhl Karpfenteich und Nathan Eilgut glücklich landete.

„Ich gehöre nicht hierher, verzeiht," flüsterte Herr Wilde Rabbi Schmuhl zu. „Ich kam nur, Sie zu suchen — wegen eines hebräischen Briefes . . ."

Darauf ging Rabbi Schmuhl zunächst gar nicht ein.

„Was heißt, Sie gehören nicht hierher? Ein Jude gehört zu Juden."

Und schon lag auf sauberem Kartonteller ein belegtes Brötchen und stand ein Glas Bier vor Herrn Wilde, als gehörte er wirklich ganz dazu.

Rabbi Schmuhl erklärte ihm dann die Bedeutung des Festes und auch den sonderbaren Tanz. „Wir tanzen bei uns im Ringe, in der Runde, da gibt es kein Oben und kein Unten," mischte sich auch Jekele Krakauer, der chassidische Rabbi, ins Gespräch.

Herr Wilde sah sich den Tisch an. Wie kahl und mager. Die Brötchen waren gegessen, das Bier war, wo noch nicht ausgetrunken, schal und abgestanden. Jeder hatte kaum ein halbvolles Glas getrunken und sie sangen, tollten und tanzten, als hätten sie ganze Fässer geleert.

„Es ist die Freude i n u n s, die Freude an der Thora," erklärte Rabbi Schmuhl.

„Aber dürfte ich nicht von mir aus zur neuen Ankurbelung der Freude etwas beitragen, nachdem ich einmal Ihr Gast bin?" fragte der Bankier unsicher.

„Warum auch nicht?" griff Rabbi Nathan Eilgut hastig ein. „Ein Jude ist bei uns, feiert mit uns und will teilhaben an der Freude, warum denn nicht?"

Und schon liefen Meier Haifuß, der Bochur, und sein Freund Ber Fuchs mit den Körben da-

von und stießen in der Eile im düsteren Vorraume mit Philipp zusammen, der durch den Türspalt interessiert und verwirrt in den Saal spähte, wo sein Herr mit „exotischen Menschen" so etwas wie Karneval feierte . . . Vor dem Eingang stand mit abgeblendetem Lichte das Auto. Als die Jünglinge zurückkamen, standen bald mehrere Flaschen süßen Palästinaweines und kunstvoll geformte Torten aus der nahen jüdischen Konditorei auf dem Tische — alles auf Rechnung des Herrn Bankier Norbert Wilde.

Rabbi Schmuhl Karpfenteich erhob das mit Wein halbgefüllte Bierglas und sprach neben dem üblichen noch einen eigenen Segen, in den alle Gäste stehend und feierlich mit einem jubilierenden Omen einfielen, bevor sie das halbvolle Glas an die Lippen setzten.

Wohl ein kleines Kiddusch, ein Wochentagskiddusch, dachte Herr Wilde. Aber Rabbi Schmuhl, der hellhörig schien für ungestellte Fragen, erklärte:

„Es ist ein guter, ein köstlicher Wein und kommt noch dazu aus dem Heiligen Lande, da sagen wir „Hatow w'Hametiv", danken dem Allgütigen, der Gutes erweist, uns und den Anderen mit. Der Jude soll sich nur richtig freuen, wenn sich Andere mit ihm freuen, sein Glück ist voll, wenn auch Andere glücklich sind. Darum

kann dieser Segensspruch nur bei gemeinsamer Freude gesagt werden."

Herr Wilde wurde nachdenklich. Im Leben draußen hießen sie d e n glücklich, der vor Anderen etwas voraus hatte . . . Merkwürdige Ansichten herrschten hier, merkwürdige Menschen waren es. Er sah sich sie alle nacheinander an. Er kannte bisher nur e i n e n, aber hier war jeder ein Rabbi Schmuhl Karpfenteich, und doch jeder anders . . . Und wie sie ihn, den Fremden, empfingen! Ihn, den sie doch gar nicht kannten, oder, was noch schlimmer wäre, vielleicht ja kannten . . . Er mußte sich den umgekehrten Fall ausmalen: wenn so einer dieser Leute plötzlich in seinen Kreis hineingeschneit käme! Etwa auf die Börse, oder in eine Aufsichtsratsitzung, oder gar in den Salon zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung . . . Einfach unvorstellbar . . . Und e r hier genoß selbstverständliches, ungeschmälertes Bruderrecht. Etwas wie Scham schlich sich in sein Herz.

Indes waren die Anderen mit Hilfe des prikkelnden würzigen Weines immer mehr in Stimmung gekommen. Eine neue Welle der Freude ergoß sich durch den Raum. Nachum Chabad begnügte sich nicht mehr mit dem Gesange, sondern sang sogar eine Rede, eine Rede in Reimen, die einige Gäste scharf mitnahm und deren

Refrain alle laut mitsangen. Herr Genauer hielt jetzt eine Ansprache in höchstem Hochdeutsch, wie es schien, eigens für den hochdeutschen Gast zugeschnitten, aber die fatalen Fremdwörter verdarben wieder mit dämonischer Tücke das ganze Konzept. Er lobte die deutschen Juden über alle Maßen, verstieg sich aber zu der Behauptung, sie hätten zu wenig „Temperatur" und müßten endlich aus der „Liturgie" erwachen . . .

Da stellte sich Meier Haifuß, der dienstfertige und sangesfrohe Bochur, auf einen Stuhl und sang ein Lied, und noch eins, und noch eins. Von dem „Rebben Rabbi Menasche", den sein Weib Slate „fragt die harbe Kasche, wo man nimmt zu borgen etwas auf Schabbos." Und Jeder im Kreise dachte wohl an seine eigene Slate daheim, die tagtäglich, ohne Gesang, die gleiche schwere Frage an ihn richtete. Und voller Ueberzeugung sangen sie im Chore:

„Und haben wir nichts für heute und nichts für morgen,
So haben wir einen großen Gott, der wird schon sorgen!"

Und dann sang Meier Haifuß von „Jeckel, der fährt a heim . . ."

„Genug, ich will nicht mehr
Sein a Ger".
„Da nimmt Rebb Jeckel

auf die Schulter das Päckel
Und fährt aheim. — — —"

„Aheim, aheim," fiel der Chor begeistert ein. Alle wollten sie heim, alle waren sie eigentlich schon seit Jahren auf dem Wege nach Hause Wie wären sie sonst hier? Und nun fuhren ihrer zwei wirklich „aheim", ihnen voraus. Es war Grund genug zum Singen.

„Aheim, aheim!" jubelten sie, beteten sie, weinten sie.

Ein anderer Bochur stimmte das „Jißmach Mausche" an. „Oi, wie hast du ihn gerufen? Ki ewed neemon, treuer Diener hast du ihn genannt . . . Was hast du ihm auf den Kopf gesetzt? Klil tifereth, eine prachtvolle Krone hast du ihm auf den Kopf gesetzt. — — —"

Und anschließend alle im Chore: „Wetaher libbenu, reinige Herr unser Herz, daß wir Dir in Treue dienen . . ." Und nun klatschen sie gar in die Hände. „Boruch elaukenu, gelobt unser Gott, der uns zu seinem Ruhme geschaffen hat . . ."

„Was mir seinen, seinen mir,
Aber Jüden seinen mir! . . ."

Wieder traten Redner auf. Sogar der ganz in Stimmung geratene Gutherz, dessen beste Leistung ja schließlich der Aufschnitt auf den Brötchen blieb, ergriff das Wort, um in barocken, aber sehr gut gemeinten Sätzen an sei-

ner eigenen Lebensgeschichte zu beweisen, wie gut man mit Gottvertrauen vorankomme . . . Auch Herr Max I c h m e i e r, in guten Zeiten ein Mäcen und jetzt noch ein Freund — „Sympathiker," sagten sie hier — des Lehrhauses, hielt eine seiner schönsten Reden, mit denen er in seinem deutschen Kreise bei Festanlässen den größten Eindruck zu machen pflegte. Er begann: „So unvorbereitet wie ich mich h a b e . . ." Das sollte ein Witz sein, aber keiner lachte. Denn in diesem Hause wußten die wenigsten, daß man „unvorbereitet" nur s e i n, aber nicht „sich haben" kann. Dann erwog er minutenlang die Frage, ob man an den vorhergehenden oder kommenden Wochenabschnitt anknüpfen müsse. Auch das verstand man hier nicht. Denn hier knüpfte man an vorhergehende und nachfolgende, an alle und gar keine Texte an und nahm, was man gerade aufgabelte. Darauf sprach er ergreifend von der ausgestandenen Angst, es könnte ihm Jemand von den Rednern, den Possuk, den Text, wegnehmen . . . Wiederum ein Blindgänger! Denn hier, wo alles aus dem Vollen schöpfte, nahm Niemand Jemand etwas weg. Und hatte einer eines Anderen Gedanken vorweggenommen, so freute sich der Andere, es noch einmal sagen und ganz anders sagen zu dürfen . . . Und wie nun Herr Max Ichmeier merkte, daß er in ein hohles Faß hineinredete,

das kein Echo zurückgab, verlor er vollends den Faden und brach wie in plötzlich eingetretenem „Kurzschluß" jäh ab, ohne an den vorhergehenden oder den kommenden Wochenabschnitt anzuknüpfen . . .

„Eine Katze ohne Schwanz," beurteilte Meier Haifuß, der hinter Rabbi Eilgut stand, die verunglückte Rede. Ihn traf ein strafender Blick Nathan Eilguts. „Ein Jude kommt zu uns, opfert sich, hält eine Rede, obwohl er gar nicht reden kann . . . Man darf nicht undankbar sein . . ."

Nun hielt Nathan Eilgut selbst eine Art Schlußrede. Nicht alle könnten lernen, nicht alle könnten sämtliche Vorschriften, alle sechshundertdreizehn Gebote und Verbote einhalten. Wie könnte der Nichtpriester die Pflichten des Tempeldienstes erfüllen, wie einer, dem männliche Nachkommen versagt blieben, das Milohgebot? Sind sie darum in der Summe der Pflichten und des Lohnes gemindert? Keineswegs, alle gehörten zusammen und des Einen Tun komme dem Anderen zugute. „Wie eine große A. G.", sagte er mit Seitenblick auf den Bankier, „sind wir, alle gleich beteiligt an Gewinn und Verlust . . ."

„Herr Wilde möchte sprechen," riefen welche.

„Ich?" erschrak Norbert Wilde.

„Es wird Ihnen nichts ausmachen und wir alle werden eine große Freude haben," bat Rabbi Schmuhl Karpfenteich.

Da stellte sich Herr Norbert Wilde nach einigem Zögern feierlich auf und nahm das Glas in die Hand:

„Ich habe hier eigentlich nichts zu suchen und noch weniger was zu sagen. Da aber hier von einer A. G. gesprochen wurde, so darf ich als Fachmann vielleicht doch etwas bemerken. Merkt eine Gesellschaft, daß ihre Aktien faul werden, so versucht sie es, mit der Ausgabe junger Aktien das Unternehmen zu retten. Es scheint, meine Herren, nicht gut zu stehen um die Aktien der deutschen Judenheit. Und da Sie mit uns Alten nicht mehr viel anfangen können, so haben Sie es auf die Jugend abgesehen. Möglich, daß die Jungaktien die Sache noch schmeißen . . . Und nun, — Herr Wilde zögerte ein wenig — da ich selber im Besitze einer solchen Jungaktie bin . . ."

„Baruch, er sei gesegnet!" unterbrachen einige, gut aufgelegt, voller Jubel.

„Und da ich nun einmal selber im glücklichen Besitze einer solchen Jungaktie bin," schloß Herr Wilde, „mag sie meinetwegen gesegnet sein und bleiben, so darf ich auf Ihr Wohl das Glas erheben! . . ."

Aber keiner stieß an, keiner stimmte in das Hoch ein. Sie gingen vielmehr an ihn heran, drückten ihm die Hand und tranken „Lechajim!"

Nun war es höchste Zeit, daß sich Norbert Wilde des eigentlichen Zweckes seines Herkommens erinnerte. Er zog Rabbi Schmuhl in eine Ecke und zeigte ihm den Brief. Ein hebräischer Brief aus der Hauptstadt Brasiliens. Rabbi Schmuhl überflog die eckigen Zeilen und hatte im Nu die Situation erfaßt. Er handelte von James, dem ältesten Sohne der Wildes. Der dortige Rabbiner schrieb, daß er sich wohl befinde. Er habe sich bis jetzt redlich bemüht, ein ehrliches, arbeitsames Leben zu führen, habe es mit allem versucht, als Büroarbeiter, als Händler, sogar als Chauffeur, aber es wollte nicht recht glücken. Nun entschloß er sich, Brasilien zu verlassen und anderswo sein Glück zu versuchen, vielleicht in P a l ä s t i n a. Da nun seine Vorräte aufgezehrt waren, verschaffte ihm der Rabbiner die nötigen Mittel. Er aber, James oder Jakob, wie er sich jetzt nannte, beschwor ihn, den Rabbiner, es seinem Vater zu melden, der es gewiß nicht dulden werde, daß sein Sohn öffentliche Unterstützung in Anspruch nehme. Es sei ihm freigestellt, den Betrag zurückzuerstatten oder nicht. Es gäbe viel Not und Armut auch in Brasilien und man könne das Geld brauchen. Das alles freilich nur, weil

es sein Sohn unbedingt wünsche . . . Er, der Rabbiner, zweifele nicht daran, daß sein Sohn mit seinen großen Fähigkeiten und seinem starken Willen zur ehrlichen Arbeit einer glücklichen Zukunft entgegengehe . . .

„Sind Siegel und Unterschrift auch echt?" forschte Herr Wilde als erfahrener Kaufmann.

Sie waren echt. Der Name des Rabbiners war Rabbi Schmuhl als der eines vertrauenswürdigen Mannes wohl bekannt.

Herr Wilde steckte den Brief ein und verabschiedete sich rasch von Rabbi Schmuhl Karpfenteich. Drinnen im Festraume formierte sich ein neuer Reigen mit lauten Gesängen unter Anführung von Nachum Chabad. Man merkte den Weggang des deutschen Gastes gar nicht.

Philipp erzählte am folgenden Tage dem Tippfräulein Selma und dem Lehrling Walter im Bankhaus, der Herr Chef suche jetzt schon sogar spiritistische Sitzungen auf, wo mit Tanz und Tischklopfen Geisterbeschwörungen veranstaltet werden. „Aber," er legte die flache Hand mahnend an den Mund, „wehe, wenn ihr darüber ein Wort verlauten laßt! . . ."

VIII.

Zum Pessachfeste kam Baruch nach Hause, frisch, stämmig, braungebrannt, wie nach längerem Aufenthalt an der Riviera, voller Freude und Beweglichkeit. Der Mutter Angst, daß er ihr und dem Hause entfremdet sei, war grundlos. Er war der liebe Junge von früher und kehrte sein Anderssein wenig und nur unauffällig hervor. Daß er die weichen, warmen Ober- und Unterdecken aus dem Bette entfernte und mit diesen auch eines der zwei Kissen, mußte ja die Mutter nicht merken, es ging eigentlich nur das Hausmädchen an. Seine Weigerung, Fleisch und Wein zu genießen, führte die Mutter auf seine in der Lehrfarm angenommene einfache Lebensweise zurück. Als er aber für die Pessachwoche bat, sich bei Familie Berches einmieten und verpflegen lassen zu dürfen, fingen die Eltern erst an, den Zusammenhang zu erahnen. Also hatte Hachschara doch etwas mit „koscher" zu tun . . .

„Für die Sederabende sind wir ohnehin alle drei Gäste der Familie Berches, ich freue mich

kindlich darauf," sagte Frau Wilde, „und auch Vater freut sich, er möchte es nur nicht wahr haben. Im weiteren verlasse dich darauf, Junge, ist bei uns in der Küche alles in bester Ordnung, haben Mazzen aus gleicher Bezugsquelle wie die Berches, sogar der Wein ist aus Palästina und koscher für Pessach. Ob auch Kornkaffee und Siebkäse für Pessach zu haben sein werden, ist freilich fraglich," scherzte die Mutter.

„Pessach erfordert mehr als Mazzoh und Koscherwein," erklärte Baruch, „erfaßt das ganze Haus, Küche, Kammer und Keller."

Frau Wilde hatte schon lange das Gefühl, daß ihr Haus eine Reform an Haupt und Gliedern vertragen könnte. Sie selber war aber zu schwach dafür.

Da wußte Baruch Rat. Hanna, die, seit Wochen auf der Hachschara mit der Ausbildung fertig, sich in der Stadt auf einer Haushaltungsschule die letzte Oelung für Palästina holte, erklärte sich bereit, in das Haus Wildes für einige Wochen einzutreten, und die Umwandlung des Haushaltes bis zum letzten Teller und Messer begann sogleich. Hanna, das dunkeläugige Mädchen, das sich mit unerhörter Energie von Schreibmaschine und Karthotek zu Kuhstall und Küche durchgearbeitet hatte, war auch hier die unermüdliche und unerbittliche lachende Diktatorin. Die Schlüssel zu den Kammern vertraute sie

nicht einmal Frau Wilde an. Sie krempelte alles um, stellte das Haus auf den Kopf, daß das Oberste nach unten und das Unterste nach oben kam. Sie raste und riß alles mit. Zwei Hausmädchen liefen in einer Woche nacheinander davon, „weil sie es nicht nötig hätten, sich von dieser Gör schikanieren zu lassen." Als zu Anfang der nächsten Woche auch das dritte ging, band Hanna das bekannte bunte Tuch um den Kopf und sah genau so aus, wie damals im Stalle der Hachschara, kroch förmlich die Wände hinauf und sang dabei hebräische Lieder.

Herr Wilde, der sich Sinn für Jugend und Kraft bis in die reifen Jahre bewahrt hatte, sah mit stillem Vergnügen diesem emsigen Schaffen zu. Diese Jugend, dachte er, reißt die Welt aus den Fugen; ist weiter nicht schade um diese Welt . . . Auch Frau Ida lächelte still, wiewohl beide innerlich an einen Spleen bei dem Mädchen glaubten. Als aber am Rüstetage zum Feste alles im Hause in neuem Glanze prangte, hatte auch Frau Ida seltsamen Glanz in den Augen, der aus verschütteten Quellen kindlichen Erlebens kommen mochte.

Damals gab Baruch seine vegetarischen Gepflogenheiten im Elternhause auf.

Als an den Sederabenden Hanna, nun ein Bestandteil der Familie Wilde, Gast am Tische der Berches war und sich auch als gute Sän-

gerin wie anregende Erzählerin entpuppte, hatte sie die Liebe aller Berches bis auf Tante Rosinchen und die kleine Miri sich im Fluge erobert.

Baruch gab sich nach dem Feste auf der Talmudhochschule ganz dem Studium hin. Er hatte sich bei Rabbi Schmuhl Karpfenteich und anderen Lehrern Vorkenntnisse genug angeeignet, um in die höhere Gruppe eingereiht zu werden. Er sah erst jetzt, was intensives Lernen im Kreise gleichaltriger und gleichgesinnter Kameraden unter Leitung ernster, der Lehre und der Jugend ganz ergebener Männer bedeutete. Schon das gemeinsame Gebet morgens und abends im geräumigen Rundraume des Lehrhauses war ein Gemeinschaftserlebnis. Der Tag zwischen Gebet und Gebet gehörte dem Buche, dem Folianten, wie dort auf der Hachschara dem Acker. Man pflügte, da wie dort, und hart war zuweilen der Boden und steinig auch hier. Man säte und erntete und freute sich . . . Unkraut auszujäten gab es auch hier — dazu waren die Prophetenkurse des obersten Leiters, der die Verse so prophetisch vortrug, daß schon die bloße Uebersetzung sinnvoller Kommentar war, dazu dienten die schlichten Mussarvorträge eines Dozenten im Nebenfache, der selber lange genug an der Quelle der Lehre und des Mussar sein Ich geformt hatte. In Arbeitsgemeinschaf-

ten, geleitet von Kundigen, kam man in Berührung mit den Geistesheroen der jüdischen Geschichte, mit den Problemen der Zeit, den jüdischen Aufgaben in der Gola und im heiligen Lande.

Es war nicht allein der Stoff, es war vor allem die Luft, die man hier atmete, die den jungen Menschen hob und Schritt um Schritt höher in seine jüdische Aufgabe hineintrug. Baruch beneidete die Kameraden, die hier ein paar Jahre die geistige Hachschara empfingen und dann erst zum Spaten griffen. Er hatte es umgekehrt gemacht, er kam ja nicht auf geradem Wege, war spät auf alle diese Dinge gestoßen. Aber war es nicht Wunder genug, daß er sich überhaupt hierher gefunden hatte? Es war nicht zu spät . . .

Von hier aus fand sich Baruch rasch zu der neuen orthodoxen Jugendbewegung und stand bald mittendrin. Jede freie Minute seines Tages gehörte dieser Arbeit. Er rückte dabei ganz dicht an die Geistessphäre der obersten Führer heran und nahm ihre grundlegenden Schriften gierig in sich auf. Er atmete frische Luft. Es war ein reicher Sommer der jüdischen Arbeit und des geistigen Aufbaus für Baruch. Er hatte junge Schüler und Freunde, die zu ihm schon so hinaufsahen wie er zu seinen Lehrern und Führern.

Dabei kam ihm die abgeschlossene Gymnasialbildung in höherem Maße zustatten, als er es ahnen konnte, da er damals verärgert den ganzen gelehrten „Ballast" von sich abwarf. Schon auf der Hachschara konnte er seine Schulweisheit in Raumlehre und anderen exakten realen Dingen ganz gut brauchen, schon dort merkte er, wie seine Anfangskenntnisse der Botanik und Zoologie in Feld und Flur sich in lebendiges Wissen verwandelten. Hier in der Stadt war auch das klassische und Literaturwissen nicht unnütz. Er hatte, wenn er im Jugendkreise redete, stets das richtige Wort und wußte, wenn er für die Jugendblätter schrieb, seinen Gedanken klare und schöne Form zu geben. So hatte sein Lehrer, Rabbi Schmuhl, doch recht: man könne für den Bau des Gottesstaates die Bausteine von überallher gebrauchen . . .

Herr Wilde gab nach. Wußte zwar nicht, wohin das alles führen sollte, aber er sagte sich, der Junge versäumte ja in dieser tollen Zeit nichts, so lasse man ihm das Vergnügen!

„Hier passiert ihm auch nichts," versicherte Herr Wilde seiner Frau. Und beide schwiegen, dachten an James, von dem wieder jedes Lebenszeichen fehlte.

„Wenn Baruch nur nicht bald ernst macht mit der Ausreise nach Palästina," sorgte sich Frau Wilde.

„Und wenn schon?", blies Herr Wilde gefaßt den Rauch von seiner Zigarre.

* * *

Wie die Feiertage verklungen und von grauen kurzen Herbsttagen und langen Abenden abgelöst waren, sah man an einem Abend zur ungewohnten Zeit in vorgerückter Stunde viel Betrieb am Hauptbahnhofe. Ein paar Dutzend jüdischer Menschen, ältere und jüngere, Alleinstehende und Familien, hielten den langen Wagen besetzt, der nach Triest fuhr, und ihre Angehörigen und Freunde standen auf dem Perron, fröstelten und riefen den Abziehenden gute Worte des Abschieds zu.

Baruch blieb bis zur Minute, da der Beamte mit der Laterne an der Brust „Einsteigen!" kommandierte, unten am Wagen neben den Eltern, umringt auch von allen Kameraden aus der Talmudschule, und hielt die Hand der Mutter in der seinen. Herr Wilde, gewandt und weltmännisch wie immer, zwang sich zu Spässen, hinter denen er stets seine Gefühle zu verbergen pflegte. „Was ist das schon, eine Reise von fünf Tagen?" sagte er leichthin. „Früher brauchte man mit der Postkutsche genau so viele Tage nach Berlin, und die Reise war viel unbequemer . . ." Und: „Es gehen Schiffe auch zurück, Junge, und brauchen auch nicht länger . . ." Frau

Wilde hatte nasse Augen. Ihr Aeltester, der Arzt, war damals lächelnd in der glänzenden Uniform von dannen fortgetänzelt. „Adieu Muttchen!" Als ginge er zum Balle. Der Zweite, James, ging ganz ohne Abschied. Es war ihr, als nähme sie jetzt Abschied von allen dreien zugleich . . .

Erst als Baruch nach der letzten Umarmung in den Wagen stieg, drängten sich die Freunde, die Frau Idas Ergriffenheit in respektvoller Entfernung hielt, an das heruntergelassene Fenster heran. „Chasak!"

An einem anderen Fenster stand eine Gruppe junger Mädchen und sang ein hebräisches Lied. Beinahe hätten die Wildes vergessen, H a n n a, die dort das Kommando führte, die Hand zum Abschiede zu reichen. „Dank, Hanna für alles!" verabschiedete sich Frau Wilde tonlos. Mehr brachte sie nicht hervor.

„Und daß Sie mir auf den Jungen aufpassen," lachte Herr Wilde gezwungen.

Hannas Augen blitzten in die Herbstnacht, ihre Stimme klang wie eine Glocke zur Einläutung eines großen Ereignisses. „Nicht so wild, Herr Wilde," lachte sie, als Herr Wilde ihr etwas zu kräftig die Hand drückte. Ihre Munterkeit steckte alle so an, daß die letzten Minuten mit Lachen und Singen ausgefüllt waren.

Vor Türe und Fenster eines anderen Abteils des Triester Wagens standen zionistische Chaluzim und sangen ihren abziehenden Kameraden laut und ungeniert die „Hatikwah" zum Abschied. Wie Glühwürmchen in der Nacht leuchteten kleine Laternen auf. Ihre Träger, die Beamten, würdige, gesetzte Männer, sahen, gewohnt an Abschiedsszenen aller Art, still mit ernster Miene dem Treiben zu und schwirrten funkelnd weiter. Unter den ganz wenigen Reisenden in den anderen Wagen des langen Nachtzuges gab es ein Aufhorchen. „Juden fahren nach Palästina," bemerkte Einer. „Da wo sie hingehören," spottete ein Anderer. Rede und Spott gingen im Singen und Rufen und Abschiednehmen am Triester Wagen spurlos unter. Wie ein Wind hatte aus weiter Ferne über Meere und Länder die warme Luft Palästinas für wenige Minuten in den nachtdunklen Bahnhof der großen Stadt hergeweht. Ein Signal, ein Ruf und ein Ruck, und der Nachttraum war verflogen.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, lief ihm die Jugendschar im Eilschritt ein Stück voraus, als wollte sie ihm im Eilmarsche den Weg bahnen. „Chasak"- und „Lehitraoth" - Rufe verhallten in der Luft. Eine Rauchsäule hatte die abdampfende Maschine hinterlassen, in der Funken sprühten. Ernste Männer, Mütter mit nassen Augen, still und in sich gekehrt auch die

müde gewordenen Jungen, begaben sich zurück zum Ausgange.

In den Straßen brannten tausend bunte Lichter an den geschlossenen Geschäften und offenen Vergnügungsanstalten. Aus den Theatern und Kinos fluteten die Menschen. Ueberfüllte Straßenbahnwagen ratterten mit scharfem Geklingel durch die erleuchtete Nacht der Großstadt.

„Wie der Prophet in einer Wolke verschwunden," hauchte Frau Ida fröstelnd, wie schutzsuchend an den Arm des Mannes sich hängend.

„Und sahest du nicht, meine Liebe, wie in der Wolke helle rote Funken leuchteten?" Abend und Abschied stimmten ihn poetisch.

Allein standen sie nun beide plötzlich im Leben. Aber irgendwie funkelten helle Lichter, wie Perlen im grauen Gewebe, in der Wolke . . .

IX

Baruch gab oft Nachricht von sich. Schon wenige Tage nach der Ausreise kamen Karten und Briefe aus Brindisi, der Stadt am Stiefelabsatz des Mittelmeeres, in der trotz des Herbstes alles noch in sommerlicher Blüte stehe, dann von der Insel Cypern, der Hafenstadt Larnaca, wo vor der großen Moschee die Bäume voller Orangen und Zitronen, die ersten, die er im Leben sah, ständen. Schon nach zehn Tagen war der Bericht über die glückliche Landung da, und alle acht Tage kamen weitere Nachrichten. Frau Ida, deren Lebensschmerz sich aus Warten und Bangen zusammensetzte, war glücklich, die Verbindung mit dem dritten Kinde so aufrecht zu erhalten. Diese Briefe und Karten, sagte sie, waren die hellen Funken in der schwarzen Rauchwolke, mit der Baruch damals im Bahnhofe verschwunden war.

Er schrieb von einem K i b b u z , dem er sich auf ganz kleinem Platze zwischen zwei Kolonien angeschlossen hätte. Wieder ein neues Wort, „Kibbuz!" „Schlimmer und anders als auf der

Hachscharah wird es dort nicht sein," beruhigte Herr Wilde sich und seine Frau. Aber es sei dort noch einfacher, noch primitiver, schrieb Baruch. Sie wohnten in Baracken und schliefen aus Mangel an Betten auf Stroh oder in der Scheune auf frischem Heu. Sie gingen in der nächstliegenden Kolonie auf Arbeit, da die eigene Bodenfläche noch so klein war, daß sie weder ihre ganze Arbeitskraft beanspruchte noch sie ernährte. Es gab auch Tage in der Woche, die arbeitsfrei waren, sie wurden tüchtig für die geistige Vervollkommnung ausgenutzt. „Man lebt nicht vom Brot allein," schrieb der Junge, und „der Mensch ist nicht für die Arbeit, sondern umgekehrt die Arbeit für den Menschen da. Er muß sie meistern, sie zur Basis machen, von der aus er den Start zur Höhe nehmen kann." Also immer noch nicht hoch genug im Geiste und Jüdischen, dachte Herr Wilde, und dachte an sich und an seine beiden älteren Söhne, die in diesem Alter sich mit maßlosem Behagen vom Zwange der Schule befreit fühlten.

Es gäbe Arbeit und Entbehrung, schrieb Baruch, auch einige kleine Enttäuschungen blieben nicht aus. Es müßten schon g a n z g r o ß e Entbehrungen und Enttäuschungen sein, dachte der Vater, wenn der Junge sie auch nur andeutete. „Aber was macht das alles?" hieß es in den Briefen. „Legt man sich abends müde

und etwas zermürbt aufs harte Lager, so wird man morgens von einer herrlichen Sonne geweckt, wie sie nur in Israels Land in diesem weichen Glanze strahlt, und man ist versöhnt, zufrieden, ausgeglichen. Man lacht und die anderen lachen auch und geht, einig und zufrieden, voll Mut und Freude, an die Arbeit."

Großes und Gewaltiges bereitete sich im Lande vor, und er war glücklich, dankte es seinem Schöpfer jeden Morgen im Gebete von neuem, daß ihm beschieden war, an diesem Großen, an der Zukunft im heiligen Lande mitzubauen. Baute man nur, philosophierte der Junge, wenn man auf dem Gerüste stand und Ziegel auf Ziegel schichtete oder nur, wenn man unten im Felde mit dem Spaten den harten Boden auflockerte? Es gäbe auch auf anderen Gebieten genug zu bauen, es sei Platz und Arbeitsraum für alle, auch für den Kaufmann, auch für den Bankier und ganz gewiß für den Industrieunternehmer. „Wie wäre es, lieber Vater? . . . Ich schreibe morgens, da heute wieder arbeitsfreier Tag ist. Und wenn die Sonne so über das Land Gottes strahlt, möchte ich alle Menschen, die mir nahe stehen, herbeilocken . . ."

Natürlich suchte Baruch schon in den ersten Tagen seinen Lehrer Schmuhl Karpfenteich, der in der naheliegenden Stadt seinen Wohnsitz hatte, auf, und begeistert schrieb er von

den Lernstunden, die er mit ihm wieder aufgenommen hatte. Auch andere Freunde und Lehrer aus der Heimatstadt, die dort ihr Heim gefunden hatten, kämen zuweilen in ihre Farm hinaus, dann gäbe es ein Fest.

Er kannte diese Feste. Herr Wilde dachte seiner unfreiwilligen Teilnahme am Sijumfeste des Rabbi Eilgut. Es war halt eine andere Welt, man mußte abwarten, ob es bei dem Jungen nur eine jugendliche Marotte war oder eine wirkliche geistige Heimfindung für alle Zeiten. Er hatte ja in dieser Zeit, tröstete er sich und seine Frau, hier so wenig zu verlieren und zu versäumen. Der Rückweg nach Hause stand ihm ja immer frei, und die Geldbörse des Vaters zu diesem Zwecke auch. Man konnte in Ruhe abwarten.

Da trat plötzlich etwas ein, das alles Bestehende im Hause des Bankier Norbert Wilde ins Wanken brachte.

Mit der Vorladung zu einer Amtsstelle in der Hand verließ Herr Wilde eines Morgens ahnungslos das Haus und kam erst nach gut drei Monaten wieder zurück. Es waren Monate, in denen Frau Ida vor lauter Weinen beinahe das Sprechen verlernte, und Herr Wilde selbst die Kraft des Lichtes, das die letzten Jahre mit Hilfe des jüngsten Sohnes in seinem Herzen entzündet hatten, erst richtig zu schätzen lernte. Schwach und zaghaft flackerte dieses Lichtlein in ihm auf,

aber in finsteren, einsamen Nächten der Pein brannte es doch lichterloh und wuchs. Er lernte Psalmen beten . . .

Es wußte zunächst keiner, was sich ereignet hatte. War Herr Wilde zur Erholung weg, war er im Auslande? Das Geschäft war geschlossen, der Haushalt aufgelöst, Frau Wilde bei Familie Berches einlogiert, wo Tante Rosinchen ohne zudringlich zu sein, nicht von ihrer Seite wich.

Als es nach drei Monaten zur öffentlichen Gerichtsverhandlung kam, schrieben die Zeitungen darüber und sprach alle Welt davon. Die Sache lag für Herrn Wilde so, daß der Staatsanwalt selbst seine Freisprechung beantragte, da zweifelsfrei erwiesen war, daß er bei der Transaktion, die er als Bankier in den üblichen und gesetzlichen Formen vermittelte, keine Ahnung von der Straftat haben konnte, der er Vorschub geleistet haben sollte. Es war eine Rehabilitierung in Ehren. Herr Norbert Wilde war, als er mit der nunmehr ganz still gewordenen Gattin den Haushalt wieder aufnahm, um Jahrzehnte gealtert, aber es lag auch Geruhigkeit, ausgeglichene Weisheit und Abgeklärtheit in diesem vorzeitigen Altsein. Das Geschäft wurde zunächst nicht wieder geöffnet. Das Auto stand außer Betrieb in der Garage. Philipp bekam sein Gehalt für drei Monate vor-

ausbezahlt und wurde an einen Geschäftsfreund empfohlen.

Ein Erlebnis hatte Herr Wilde aus jenen düsteren Tagen mitgenommen und es war entscheidend für sein weiteres Dasein. Es war an einem trüben Morgen nach einer schlaflosen Nacht, da die Sonne nur schmale spärliche Lichtstreifen durch die hohen Eisengitter seiner Zelle sandte, als die Türe aufging und ein schlanker, bartloser Herr sehr freundlich zu ihm trat, sich als eigens zur seelischen Betreuung der jüdischen Gefangenen bestellter Geistlicher einführte und ihn nach etwaigen Wünschen fragte; ob er vielleicht das Verlangen hätte, sich mit ihm auszusprechen . . . Nein, Herr Wilde hatte weder besondere Wünsche noch etwas zu beichten. Er sagte es fast barsch. Er habe nichts zu seiner Gewissensentlastung zu sagen und sehe der Untersuchung und dem Urteile, im Bewußtsein völliger Schuldlosigkeit, mit großer Ruhe entgegen. Er genieße auch im übrigen gute Behandlung und habe nichts zu klagen, noch zu wünschen. Freundlich und seiner Mission ganz hingegeben war der geistliche Herr, aber die von ihm bekundete Routine in der „Betreuung bedrängter Seelen" stieß Herrn Wilde ein wenig ab. Er unterhielt sich indes mit ihm behaglich über alle Probleme, die in letzterer Zeit auf ihn einstürmten — ganz losgelöst von s e i n e m Falle. Wie er

sich mit Rabbi Schmuhl und anderen früher schon über diese Dinge unterhielt. Es ging nicht sehr tief, der geistliche Herr war mehr auf das Gefühlsmäßige, auf das geistige Heilen eingestellt. Aber er bat ihn, doch öfters zu kommen.

Ob er Lektüre wünsche? Aus alter oder neuer Literatur? Alte Literatur war hier die Bibel, neue: Traktate im Sinne der Bibel und Sonntagsblätter. Alte, uralte, die älteste, etwa die Psalmen, wollte Herr Wilde. „Original, mit Uebersetzung, Kommentar?" Nein, keinen Kommentar, diesen wollte er aus dem Tage, aus dem Leben, aus seiner Lage zu dem heiligen Texte gewinnen.

Aber er erhielt doch durch Vermittlung des Geistlichen aus der Bibliothek des Herrn Jakob Berches einen stattlichen Band in schönem Einbande, in dem das Deutsch zur linken Seite und unten den hebräischen Text einhüllte und fast ganz verschlang. Daß die Interpreten stets so viel zu sagen hatten, wo der Sänger nur e i n Wort, e i n e n Gedanken von sich gab! . . . Er schlug auf. Kap. 23. Es lag ein Zeichen an dieser Stelle. Vom geistlichen Herrn eingelegt? Von Berches? Ein Fingerzeig, ein Flammenzeichen von oben? Er las die hebräischen Sätze und sie verschlossen sich ihm ganz. Eine Mauer, hoch und kalt, die seine Not, seine Tränen nicht durchließ . . . Er las die deutsche Uebersetzung, sie

besagte ihm nichts. „Gott ist mein Hirte . . ." „Auf anmutigen Auen läßt er mich ruhen . . ." Nein, es paßte nicht für seinen Fall. Unten waren langatmige Erläuterungen. Was bedeuteten ihm diese? Sie stammten von Späteren, die vielleicht ihre Nöte hatten, aber s e i n e Not nicht kannten, wie konnten d i e ihm Psalme ins düstere Gemach singen? Niedergeschlagener denn je begab er sich zur Ruhe, die sich nicht einstellen wollte.

Aber in der Nacht, so gegen Morgen, sah er doch blauen Himmel über grüner Au, durch die ein geruhiges Wässerlein plätscherte. Ein Hirte mit langem Stabe — oder war es Szepter? — stand da, schaute in den blauen Himmel und pfiff ein Lied. Und die Melodei wurde Wort: „Gott ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln . . ." „Meine Seele bringt er zurück! . . . „Gehe ich auch im Tale der Todesschatten, fürchte ich nichts Böses, denn Du bist bei mir . . ." „Dein Stab wie Deine Stütze, sie trösten mich . . ."

Und als er erwachte — grau war der Morgen wie immer in diesem Raume — stach ihm immer noch das kristallklare Blau ins Auge, klang immer noch das Plätschern des Wassers an sein Ohr, und aus der Ferne trug sich die Melodie in den grauen Morgen, in seiner Zelle . . .

Dann nahm er das Psalmbuch in die Hand, die Zeichen unten und oben bekamen Leben

und flossen ineinander, jedes Wort hatte Sinn und Gewicht und Beziehung zu seiner Lage. Sie waren der blaue Himmel, die grüne Au, die wunderbare Melodei, diese gestern noch so fremden Worte. Dieses Morgengebet nach dem großen Erlebnis der Nacht besiegelte seine seelische Umwandlung. „Gott ist mein Hirte! . . ."

Was alle Ueberredungskunst Baruchs, Rabbi Schmuhls und Jakob Berches' nicht vermochte, was alle Vorträge und Lektüre, alles Grübeln bisher nicht zustandebrachten, das Erlebnis der Nacht vollbrachte es. Herr Wilde war an diesem Morgen als gläubiger Jude aufgewacht.

Oder war es Frucht all jener Gespräche, alles stillen Denkens und Ringens, die in dieser Nacht unter dem blauen Himmel eines fernen Traumlandes zur letzten Reife kam? . . .

Er kannte bald diesen und viele andere Psalme dem Sinne wie dem heiligen Worte nach auswendig, so gründlich, daß er sie in stillen düsteren Nächten auf hartem Matratzenlager fließend vor sich hersagen konnte.

Mit dem Tillimbuch, und dem dreiundzwanzigsten Gesang als Psalm seines Lebens, kehrte er heim in den hellen freien Tag.

Und er war des gewiß, daß diese Wunderworte, eigens für ihn von David gedichtet, es waren, die ihm die Kraft, die Ruhe und Sicherheit gaben, mit denen er sein Schicksal trug,

dem Ende entgegensah, seinen Richtern Rede und Antwort stand; diese Worte, die ihn schließlich frei und rein und in sich gefestigter denn je aus der Bedrängnis ins Leben zurückführten.

Stark im Glauben verwurzelt kehrte Herr Wilde nach Hause zurück, wenn auch den Weg zur lebendigen religiösen Tat des Tages ihm noch Unkenntnis und alte liebe Gewohnheit verbaut hielten.

X.

Wilde's Hausarzt, Dr. Markus, langjähriger Freund der Familie, lächelte befriedigt. „Organisch alles in bester Ordnung, mein lieber Wilde, Herz gut, Blutdruck normal. Auch Ihnen, Frau Wilde, fehlt nichts. Seelische Erschütterungen verschwinden mit dem Grunde der Depression. Eine längere Reise, See und Sonne, mehr Luft und Licht wären die beste Kur. Wie wäre es mit einer Mittelmeerreise, meine Verehrtesten? Tiefblauer Himmel, wärmere Sonne, milde Luft unter Palmen und Akazien, neue, braune Gesichter — das alles würde Wunder wirken."

Blauer Himmel, milde Sonne, Palmen und Akazien, packte es Herrn Wilde wie eine plötzliche Eingebung „Sie schildern wohl Palästina, Doktor?"

„Palästina?" Dr. Markus überlegte. „Eigentlich dachte ich an den europäischen Süden, an die Riviera oder auch Nordafrika. Aber schließlich liegt auch Palästina am Mittelmeer . . . Und unter den braunen Gesellen dort ist einer, der

viel zu Ihrer Gesundung beitragen wird . . . Also abgemacht, fahren wir nach Palästina!"

Der gute, rührige Doktor drückte ihnen warm die Hand, wie um mit Handschlag all das zu bekräftigen und zugleich schon von ihnen Abschied zu nehmen.

Ganze vier Wochen brauchte der Gedanke im Gehirn Herrn Wildes zu seiner völligen Ausreife. Weitere zwei Wochen nahmen die Vorbereitungen in Anspruch. Und nun hatte er Touristenpaß samt Schiffskarte für Palästina für sich und seine Frau in der Tasche. Es wehte bereits weiche Vorfrühlingsluft, wenn um die Mittagszeit eine junge Sonne das Grau der Straßen vergoldete. In den Promenaden wagte sich das erste Grün hervor und die Wipfel der noch toten Bäume erhielten hellere Farbe. Es war genau ein halbes Jahr nach der Ausreise Baruchs.

Herr und Frau Wilde fuhren in geschlossenem Auto an die Bahn und bezogen sofort ihr Schlafwagenabteil, ohne sich um die Mitreisenden und Abschiednehmenden und das bewegte Treiben am Perron zu kümmern. Nur Herr und Frau Berches, die übrigens auch längst ihre Bündel für Palästina gepackt hatten und nur der Kinder wegen noch die Reise hinausschoben, waren anwesend. Auch Tante Rosinchen ließ es sich nicht nehmen, Frau Ida einige Tränen und gute Ratschläge mitzugeben. Die Tränen für

ihren Seligen, für den sie an heiligen Gräbern beten möchten. Der liebe Gott hätte ihm mancherlei zu verzeihen . . . Dieses kleine Abschiednehmen ging im Korridor des Schlafwagens vor sich, denn Herr Wilde wollte nicht in den Trubel, der sich, wie jetzt immer am Montag abend zu dieser Stunde auf dem Perron abspielte, mit hineingerissen werden. Ueberhaupt sollte kein Aufsehens und Wesens aus der Sache gemacht werden. Sie traten eine Mittelmeerreise an, zu ihrer Erholung. Was gab es da zu reden und zu weinen?

Frau Ida hörte im Halbschlummer im etwas unbequemen Oberbette noch die Chasak-Rufe und Hatikwah-Lieder, die im Rattern der Maschine langsam ertranken, dann wurde sie in Träume gewiegt, die alle Angst und alles Leid der letzten Jahre, Monate und Tage in goldene Strahlen umschmolzen.

Eli, der Arzt, hatte einen schneeweißen Kittel und fast zur gleichen Zeit nagelneue, graue Offiziersuniform an. „Wie gefalle ich dir, Muttchen? . . ." James lachte sein helles Lachen: „Warum dich grämen, Muttchen? Daß ich ohne Abschied ging? War ja nur ein Spaziergang und ich bin ja wieder da . . ." Und Baruch stand im blauen Hemde über der Arbeiterhose da, senkte den Spaten tief in die Erde und bewarf die Brüder lachend mit Sand, als wollte er sie

damit weihen . . . „Ihr habt auf fremden Weinbergen gegraben, Brüder, sie auch gedüngt, seid nun entsühnt . . ."

Als sie in der bayrischen Hochebene gegen Morgen aufwachte, war ihr Mann nicht in seinem Bette, auch nicht im Wagen.

Herr Norbert Wilde ging nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht gegen Morgen aus dem Schlafwagen, durch den Zug, um sich ein wenig umzusehen. „Meine Brüder suche ich," ging ihm ein Wort aus der Bibel durch den Kopf. Dort waren sie alle, im Triester Drittklaßwagen, man hörte es schon im Gange bei allem Rattern der Maschine. Sie wunderten sich, als er zu ihnen kam, denn sie sahen ihn nicht einsteigen. Menschen, die daheim ohne Gruß an ihm vorübergingen, reichten ihm die Hand wie alte Freunde. Alle waren übernächtig, aufgewühlt, an- und aufgeregt. Es waren ältere Leute, Familien, deren kleine Kinder, in Decken eingehüllt, auf den Bänken schliefen, und viele Chaluzim. „Jetzt werden wir dawnen (beten)," kommandierte Nachum Chabad, der unter den Auswanderern war. „Hier im Zuge?" erschrak Herr Wilde. „Warum denn nicht? Sind ja unter uns und fahren nach Erez Jisroel." Und Herr Wilde erlebte es gleich, wie alle Abteile des Triester Wagens zu einem Gotteshause zusammenschmolzen.

Die Männer hüllten sich in Gebetmantel und legten Gebetriemen an. Nachum Chabad stimmte nicht allzulaut, aber in süßer Innigkeit das Gebetlied dem „Herrn der Welt" an, „der regiert hat, bevor irgend ein Geschöpf geschaffen war." „Gelobt Gott, der uns geheiligt, uns befohlen . . ." „Der dem Hahne Einsicht gibt . . ." „Der befreit und aufrichtet und Israel mit Kraft ausrüstet . . ." „Omen, Omen, Omen!" dröhnte es vierzig- oder fünfzigstimmig in die gewaltigen Bergzacken hinaus, über die sich eine heitere Vorfrühlingssonne noch langsam hintastete. Kinder auf den Bänken wachten auf und schrieen „Omen!"

Als Herr Wilde wieder in sein Schlafabteil gelangte, fand er seine Frau vollends wach. „Warst fort, Norbert?"

„Im anderen Wagen beten sie," berichtete er wie über ein sonderbares Erlebnis auf einer fremden Insel.

„Und du willst nicht mitbeten?"

„Das geht doch nicht, Liebe, stehen da wie in der Synagoge, in Gebetmantel und Gebetriemen."

Nach einer Weile wieder Frau Ida:

„Möchtest nicht, Norbert, dort im braunen Koffer nachsehen, unter deiner Oberwäsche?"

Im Koffer fand Herr Wilde an der bezeichneten Stelle den lilaseidenen Beutel mit dem Ge-

betmantel, den er nur an hohen Feiertagen gebrauchte, und noch dazu zwei prallgefüllte kleinere Beutelchen. Das eine trug das Monogramm E. W., das andere J. W. Es waren die Tefillin, die die beiden älteren Söhne, Eli und James, zu ihrer Barmizwafeier von den Berches bekommen hatten und die seitdem irgendwo unbenutzt herumlagen. Daß er selbst einmal so was besessen hätte, konnte er sich kaum entsinnen.

„Ich habe das miteingepackt," sagte Frau Wilde wie zu ihrer Entschuldigung, „denn ich dachte, wir fahren ja ins jüdische Land . . ."

Schweigend verließ Herr Wilde mit dem Beutel das Abteil. Im Triester Wagen begann gerade Rabbi Nachum Chabad mit ungemein süßer und wohllautender Stimme „Ihn zu loben, der da sprach, es werde die Welt." Herr Wilde fand noch im Gedränge eine freie Ecke. Als er das Talith nach alter Gewohnheit wie ein Schal um die Schultern nahm, zog es ihm Jemand ganz leise zum Rücken hinunter. Ein Anderer rückte ihm das Gehäuse, das ihm bis zu den Augen herabhing, nach der Stirn zurecht. Das alles geschah so diskret, so verbindlich, daß es nicht wie eine Zurechtweisung, sondern wie eine brüderliche Hilfeleistung wirkte. „Heil denen, die in Deinem Hause weilen und Dich beständig loben," betete Rabbi Nachum so laut und herz-

innig, als stände er am Vorbeterpulte seines Beshamidrasch im Ostviertel der Stadt.

Ein Beamter huschte mit knallroter Querbinde und Notizbuch in der Hand vorbei. „Na, sind wir schon ganz in Palästina?" lächelte er breit und gutmütig und ging weiter.

Ein Bedienter der Mitropa kam in weißem Kittel, ein Tablett voller Kaffeetassen auf der linken Schulter, riß die Türe auf und erschrak beim Anblick der weißen, sich schaukelnden Gemeinde so sehr, daß er sein Sprüchlein vergaß und beinahe Kanne samt Tassen fallen ließ.

„Eh eh!" deutete ihm Jemand und wies auf die Bank und auf die Uhr.

„Verstehe jetzt," dämmerte es im Kellnergehirn auf. „Ein Taubstummengottesdienst."

Einer, der mit seinem Gebete noch nicht so weit war und reden durfte, deutete dem Ober die Zeichensprache.

„Kommen Sie eine halbe Stunde später und bringen Sie auch Tee mit, es wird sich lohnen."

„Und führe uns aufrecht in unser Land . . ." ergoß sich kosend Nachum Chabads Stimme. „Denn wunderwirkender Gott bist Du. Und uns erwähltest Du von allen Völkern und Zungen — — — Gelobt Du, der sein Volk Israel erwählte in Liebe . . ."

„S c h m a , Höre Israel . . ." schrie der Chor. Herr Norbert Wilde schloß die Augen und betete

mit. Er sah mit geschlossenen Augen Gott, den Hirten, der ihn aus dunkler Nacht führte . . .

Als der Weißbekittelte nach einer halben Stunde wieder kam, konnte er viele Gläser und Tassen mit Tee und schwarzem Kaffee auf die Holzbank des Triester Wagens stellen.

Fast den ganzen Tag hielten sich Herr und Frau Wilde, obwohl sie Zweitklaßbillete hatten, in der Holzklasse bei den Palästinafahrern auf. Man rückte zusammen und machte ihnen Platz. Es war im Gespräche mit den munteren Jungen und Mädels und den in neuer Hoffnung glühenden Alten kurzweiliger, als auf dem weichen Polster des leeren Zweitklaßwagens. Kurz vor Mitternacht fuhr der Zug in die Bahnhofshalle von Triest ein.

Ein Stab junger Menschen, Einheimische, nahm sich der Auswanderer in hilfreicher Weise an, versorgte ihr Gepäck und führte sie in die für sie bestimmten Quartiere. Ein älterer großer Mann, der, wie es schien, den Stab befehligte, machte sich auch an Herrn und Frau Wilde heran. Ob die Herrschaften ebenfalls nach Palästina wollten, ob sie schon Quartier für die Nacht hätten, wo sie morgen zu Mittag zu essen gedachten, ob er ihnen irgendwie behilflich sein könnte? Sie hielten ihn für einen Hotelagenten und schüttelten ihn kurz ab. Ein Gepäckträger

hatte ihr Gepäck und die Autodroschke wartete draußen, das Hotel war telegraphisch bestellt. Die Wilde's waren keine Auswanderer.

XI.

Als sie im komfortablen Hotelzimmer morgens erwachten und Herr Wilde die Rolläden hochzog, drang ein goldener Streifen früher Sonne in den Raum. Aus dem noch vom Morgennebel zart angehauchten Spiegel des nahen Adriahafens ragten hohe Schiffsschlote in die Höhe. Etwas abseits in vornehmer Reserviertheit stand blank und schlank mit blendend weißem Aufbau voll schwarzumränderter Bullaugen der große Lloyddampfer, der um die Mittagsstunde ihrer harrte. Man hatte noch viel Zeit. Frau Ida streckte sich noch einmal in den weichen Kissen, so frei und bar aller Bindungen hatte sie sich seit frühester Jugend nicht mehr gefühlt. „Schon fertig zum Ausgehen?" rief sie noch ihrem Gatten, der schon völlig angezogen dastand, zu, und hörte im Halbschlummer dessen Antwort kaum.

Einen kleinen Morgenbummel durch die Straßen der fremden Stadt wollte Norbert Wilde unternehmen. In den Geschäftsstraßen der Hafenstadt war das rege Leben kräftig erwacht

und pfiff und schrie und klingelte und hupte. Dazwischen riefen schrill Sirenen der Schiffe. Die Nebenstraßen lagen still und verschlafen und sauber wie alle Städte des neuen Italiens da. Eine schmale Seitengasse führte zu einem geräumigen Vierecke, auf dem großes Markttreiben herrschte. Blumen, Früchte, Gemüse, Fische und Geflügel wurden an Ständen und auf Wagen feilgeboten und unter viel Gekreisch und Gefeilsche erstanden. Frauen auf beiden Seiten arbeiteten emsig mit Mund und Händen. Männer, die Hände wie zum Schutze vor der Arbeit tief in die Hosentaschen vergraben, standen da und rissen Witze, die sie selber belachten. Ein sauber und farbenreich uniformierter Polizist mit dem schwarzen Dreimaster auf dem runden Römerkopfe schritt gravitätisch auf und ab und wachte über die Ordnung. Alles in allem konstatierte Herr Wilde welterfahren ein nicht unangenehmes Gemisch von altösterreichischer Lässigkeit und italienischer Grandezza.

„Wenn man nur genug Italienisch beherrschte, um mit den Leuten zu reden und nach dem Wege zu fragen," dachte Herr Wilde. Eine Signora, die eben einen Korb voll Blumenkohl eingehandelt hatte, schien ihm ihren dunklen Augen, pechschwarzen Haaren und runder Fülle nach zwar von echtem italienischen Geblüte zu sein, aber zuverlässig genug, um eine Frage an sie zu wagen.

„Synagoge, Signora?" fragte er mit beredeter Bewegung der Hände.

„Wos sogt Ihr?"

„Ich meine, den Weg zur Synagoge."

„Synagoge? A säu, Ihr meint die Schül, asäu kümmt schoin mit," lud die Signora freundlich ein, und er erfuhr aus ihrem Munde, daß es Signors und Signoras von dieser Art hier in Fülle gab, die schon zur österreichischen Zeit hierher aus Galizien gekommen waren und nunmehr den italienischen Markt als Konsumenten wie auch als Verkäufer bevölkerten.

Signora Rosinenwein — so stellte sich die etwas dickliche und unterhaltsame Dame vor — trottete mit dem vollgefüllten Korbe voran und machte in der ansteigenden Straße vor einer stattlichen Fassade halt. „Dos ist der Tempel und dort im ersten Seitengäßchen die Schül."

„Ist das nicht das Gleiche?" wunderte sich Herr Wilde.

„Ist schoin groißer Chiluk (Unterschied)," belehrte Signora Rosinenwein. „Im Tempel betet man, wann, weiß ich nicht. In der Schül davent man, itzt, und später und immer . . ."

„Vielen Dank!"

„Und — Signorina hatte noch was auf dem Herzen — ich wohn auf Piazza Firenzo, hob eine Pension, wo man kann gut essen. Die feinsten Leut sein bei mir verkehrt. Der Herr kann

heut bei mir essen. Wie Ihr schoin seht, gibt es Blumenkohl und jung Händel . . . Wenn Ihr fohrt kein Erez Jisroel, hobt Ihr noch viel Zeit. Ihr trefft alle Erez Isroeljuden bei mir. In meiner Stub hebt schoin a bissel Erez Jisroel an."

Und damit verabschiedete sich Signora mit einer echt italienischen Verbeugung, nachdem ihr Herr Wilde, gutgelaunt, versprochen hatte, heute auch seinerseits, wenn möglich, bei ihr „verkehrt zu sein," sogar mit seiner Signora.

Herr Wilde wollte in den Tempel und stand in einem sauberen, mit Fliesen gepflasterten Korridore. Eine vornehme Treppe führte zu Büros und Kanzleien hinauf. Wo war die Synagoge oder der Tempel.

„Im Hofe," sagte ihm Jemand. Hier stand der maurische Kuppelbau mit den hohen, bunten Fenstern und dem leuchtenden Dawidstern über der hebräischen Aufschrift an der freskenreichen Fassade. Die Türe war geschlossen. Ein kleiner untersetzter Mann in Jacke und hutlos wurde durch das Zerren an der Türe von irgendwoher hervorgelockt. „Hab die Ehre, der Herr wünschen?" grüßte der Untersetzte auf gut österreichisch.

„Hat der Gottesdienst schon begonnen?"

„Nee," sagte der Portier gedehnt, als erkannte er mit guter Portierwitterung, daß es

sich lohnen könnte, die Unterhaltung ein wenig zu strecken, „nein, noch nicht, Herr."

„Kann ich wohl warten, bis er beginnt?"

„Dürfte dem Herrn zu lange werden. Erst am Sonnabend neun Uhr . . ."

Es war Mittwoch morgen gegen achte.

„Sind die Tempelbesucher so wenig religiös?" wunderte sich Herr Wilde.

„Religiös? Wie mans nimmt, lieber Herr," urteilte der Mann von seinem festumrissenen Portiergesichtspunkte aus. „Ich seh viele, die am Sabbat mit Tram und Auto zum Gottesdienste ankommen, sind aber zu fromm — um am Sabbat ein Trinkgeld zu geben . . ."

Herr Wilde verstand. Ein paar harte Lire wanderten in die fleischige Hand des treuen Hüters, der ihn ehrerbietig auf die Straße hinaus geleitete. „Hab die Ehre, küss' die Hand!"

Im stillen Seitengäßchen suchte er nun die „Schül". In einem verfallenen Hause stieg er eine halsbrecherische Holztreppe hinauf und gelangte direkt in einen großen kahlen Raum, dessen einziger Schmuck der goldbestickte Samtvorhang an der Ostwand war. Das offenstehende Haus war angefüllt mit Menschen. Er sah sich bald von schwankenden Gestalten umringt, die sich heftig bewegten und schreiend beteten. Erst nach einiger Zeit entdeckte er, daß an zwei Stellen des Raumes zur gleichen Zeit zwei

Gottesdienste abgehalten wurden. Man sah neben Einheimischen auch viele Fremde, Palästinawanderer, die gleich mit Kind und Kasten hergekommen waren, um hier die Zeit bis zum Abgange des Schiffes zu verbringen. Viele, die mit dem Gebete fertig waren, saßen an einem langen Tische und lernten singend aus alten Büchern. Andere, die ebenfalls fertig waren, benahmen sich ganz leger, saßen hoch auf den Bänken, aßen, schwatzten, rauchten sogar Zigaretten. Diese Menschen, dachte Herr Wilde, standen alle mit dem lieben Gott auf du und du. Immer noch besser als drüben im Tempel, wo der liebe Gott — und der auf Trinkgeld angewiesene Portier — auf die Leute bis zum nächsten Sonnabend warten mußte . . . Auf der Nordseite fing die Gebetversammlung gerade mit „Borochu" an. Genau wie gestern in der Eisenbahn. Er fühlte in seiner Manteltasche. Schade, daß er das Beutelchen nicht eingesteckt hatte. Er hatte gerade richtig Lust zu beten.

Hier lag auf dem Pulte so ein Beutelchen, scheinbar herrenlos. „Kann ich die benutzen?", fragte er einen langbärtigen Mann, den er wegen seiner Geschäftigkeit für einen Funktionär hielt.

„Die Tefillin?" wehrte der Langbärtige erschrocken ab. „Es sind ja Rabbenu Tams Tefillin . . ."

„Nun, bis d e r kommt, könnte ich ja fertig sein," meinte Herr Wilde treuherzig.

Es erhob sich ein schallendes Lachen, an dem sich sogar die Betenden und Lernenden beteiligten. Menschen mit finsteren Blicken unter dicken Brauen, die so aussahen, als hätten sie nie im Leben gelacht, lachten laut mit. Und Herr Wilde wußte nicht, warum . . .

„Ein Amhoorez," flüsterte einer.

„Ein ganz bedeutender," ein anderer.

„Darfst es l a u t sagen," bemerkte wieder einer, „er weiß gewiß gar nicht, was Amhoorez ist und hält es für einen Ehrentitel."

„Einer von den deutschen Heimkehrern!" ließ sich eine Stimme hören.

Wie ein Wunder wirkte dieses Wort. Alles Lachen verstummte. Hände streckten sich Herrn Wilde zum Gruße entgegen. Die schönsten Tefillin und das sauberste Talith wurden ihm gereicht, ein neues Gebetbuch mit deutscher Uebersetzung ihm in die Hand gedrückt. Und da an einem Tische eine Schar zum Jahrzeitsgedenken für einen Rabbi „Tikkun" trank, durfte er sogar eine Flasche spenden . . .

Unbarmherzig waren diese östlichen Menschen in ihrem Spotte, aber ebenso unermeßlich in ihrer Bruderliebe.

Als Herr Wilde nach neun Uhr wieder im Hotel war, fand er Frau Ida wohlausgeruht und,

so glücklich wie ein Kind auf einer Blumenwiese, im Frühstückszimmer.

„Hast viel versäumt, liebe Frau. Sind auch überdies für halb zwölf bei Signora Rosinenwein zu Tisch geladen. Gehen natürlich hin, denn es gibt Blumenkohl und Junghändel und außerdem fängt bei Rosinenwein Palästina an . . ."

Viel gegessen hatten sie bei Signora Rosinenwein nicht, aber das Leben und Treiben in diesem jüdischen Restaurant war schon eines Besuches wert. Eine geräumige, schmucklose, aber leidlich saubere Stube war vollbesetzt von Menschen aller Art. Fast alle Mitfahrenden vom Zuge waren da und zu ihnen gesellten sich noch jüdische Typen aus allen Erdteilen, die hier auf den ersten Ruf der Schiffsirene warteten, um heim zufahren. Es war keineswegs übertrieben, dieses Haus als die Vorhalle für Palästina zu bezeichnen, in der die Leute noch die „letzte Mahlzeit" einnahmen, bevor sie den Staub Europas von sich schüttelten.

Die Meisten saßen an den langen, nichts weniger als festlich gedeckten Tischen und aßen was. Frau Rosinenwein, sehr beweglich trotz ihrer runden Fülle, schien hundert Hände zu haben, und bediente mit Hilfe ihrer Tochter, einer fünfzehnjährigen Signorina, die Gäste mit Liebe und unverwüstlicher Dienstfertigkeit. Denn es blieb keineswegs bei dem Blumenkohl

und dem „Junghändel", die offiziell auf der ungeschriebenen Speisekarte standen. Jeder und Jede hatte eigenen Geschmack, und die innere Aufgewühltheit der zwischen Land und Meer in unbestimmter Erwartung schwankenden Menschen schuf Wünsche und Sehnsüchte auch in kulinarischer Beziehung, denen die tapfere Wirtin allen mit löblichem Eifer gerecht zu werden suchte. Einem war die Suppe zu heiß, dem Anderen zu kalt, die Oestlichen fanden sie zu mager und laß, die Westlichen zu fett und zu scharf. Von Salat und Gemüse behaupteten die von osther kamen, in ihrer Heimat würde man so was den Ziegen und Kühen vorsetzen, während Berliner und Frankfurter mehr Gemüse und Salat wünschten. Frau Rosinenwein kannte das alles schon seit Jahr und Tag, und ein freundliches „Bitteschön!" wirkte Wunder. Der Tee mußte kochend heiß sein und Wein mußte rot und süß sein. Viele saßen da, die überhaupt nichts bestellten, aus Eigenem auspackten oder gar nichts aßen. Auch sie traf die Sonne aus dem lächelnden Gesichte der Signora in gleicher Stärke. In der Vorhalle von Palästina konnten wie in jeder anderen Bahnhofshalle auch die ihren Platz beanspruchen, die dem Bahnhofswirte nichts einbrachten . . .

„Sind Sie alleinstehend oder ist Ihr Mann verreist?" erkundigte sich Herr Wilde, der für

diese erste Triester Bekanntschaft ein unerklärliches Interesse gewann, nicht minder als für die Bahn, die Stadt, den Hafen und das Schiff, das dort ihrer harrte.

Da erfuhr er, daß es wohl auch einen H e r r n Rosinenwein gab; der aber hier unsichtbar blieb, dieweil er den „Außendienst" versah. Er hielt sich ein gut Teil des Tages am Bahnhof und im Hafen auf, um die jüdischen Gäste, die von hier aus nach Erez Isroel fuhren, als erster zu begrüßen und sie in sein Speisehaus einzuladen.

Er tat es, wie alle wußten, nicht aus Gewinnsucht. Er hatte den Ehrgeiz, als erster die Heimkehrer aufzufangen, ihnen, auch wenn sie bei ihm nicht einkehrten, mit Rat und Tat beizustehen, ihr Gepäck zu versorgen und sie vor Ausbeutung durch gewissenlose Träger und Kutscher zu schützen. Er wollte den Namen Rosinenwein so eng wie irgend möglich mit der Heimfahrt des jüdischen Volkes nach seinem Lande verknüpfen. War sein Haus die Vorhalle, so war er, der Eigentümer dieses Hauses, der Wegweiser nach Palästina . . .

Jetzt mußte Herr Wilde an den großen, vornübergebeugten Mann denken, der sie nachts im Bahnhof, auffallend wißbegierig, angesprochen und ihnen zwar nicht zudringlich, aber, wie ihnen schien, sehr interessiert, seine Dienste anbot. Ein merkwürdiges Land mit ebenso merkwürdi-

gen Menschen, dieses Palästina, das schon bei Rosinenwein in Triest begann . . .

Kurz vor der Mittagsstunde waren Herr und Frau Wilde mit allen Anderen aus dem Hause Rosinenwein auf dem Schiff. Nicht alle hatten es so leicht und bequem wie das Ehepaar Wilde, dessen Gepäck vom Hotelportier auf das Schiff und in die hübsche obere Zweitklaßkabine mit den zwei Betten geschafft wurde. Bei den Mitreisenden, die zur dritten Klasse oder auf Zwischendeck gehörten, ging die Einordnung nicht ohne Störungen und Zwischenfälle, auch ergötzliche Verwechselungen vor sich. Und als sich alles eingerenkt und eingelenkt hatte, ratterten bereits die Maschinen, waren die Türme von Triest außer Sicht und am fernen linken Ufer die dalmatischen Gestade aufgetaucht. Es war ein klarer Vorfrühlingsmittag und gegen Abend spiegelte sich die mählich sinkende Sonne im tiefblauen Wasser, in das der weiße Gischt wie ein Silberstrom zischte. Herr und Frau Wilde streckten sich auf den gemieteten Liegestühlen auf dem wenig belebten Deck der zweiten Klasse und sahen in die endlose Weite und seitlich nach den fernen blühenden Ufern. „Wie ruhig diese See, wie prachtvoll diese endlose Wasserebene!" entrang es sich der Frau Ida aus befreitem dankbarem Herzen. „Ich fürchtete so sehr die Seereise, man sprach von Stürmen

auf der Adria. Nun schaue, Norbert, diese himmlische Ruhe um uns herum!"

„Kommt noch," tröstete Heinrich, der aalglatte, schnurbartlose Steward, der, weil der einzige deutschsprechende, gleich der Freund aller deutschen Passagiere wurde. „Kommt noch. Sie sollten mal sehen, wenn der Sirokko so von unten her kommt, die Tische wackeln und die Menschen an die Reeling laufen, um das Beste aus Küche und Keller an die Fische weiterzugeben . . ." Herr Wilde wehrte mit einer Handbewegung ab. Heinrich war gerade im Zuge, auch manche Sterbeszene auf Deck und eine feierliche Wellenbeerdigung mit einer ungesunden Mischung von südländischer Phantasie und deutscher Sprachgewandtheit in allen Einzelheiten zu schildern.

Die Prophezeiung Heinrichs traf zum Glücke nicht ein. Auf eine ruhige Nacht, in der man, wie in vordenklichen Zeiten von Mutter in den Schlaf gewiegt und gesungen wurde, folgte ein herrlicher Tag, dessen Sonne die Meeresfläche stellenweise ganz vergoldete. Und gegen Abend des zweiten Reisetages hielt das Schiff nach dreißigstündiger Fahrt am Ausgang der Adria, den man in der Karte immer als den Stiefelabsatz sah. Eine südliche Stadt wuchs wie eine Fata Morgana aus dem Meere heraus. Fast mitten durch die Stadt floß die Wasserrinne, wo

der Dampfer anlegte, vor hohen Häuserfassaden, Hotels und Geschäftspalästen. Es wimmelte von Menschen im Hafen. Alle Heinzelmännchen im Märchentraume waren erwacht und in emsiger Tätigkeit. Zweirädrige Wägelchen waren mit Mauleseln bespannt, und ihre Führer luden mit ohrenbetäubendem Geschrei etwas auf oder ab. Zeitungsverkäufer, Ansichtskartenhändler, fliegende Krämer mischten sich ins Gewühle. Alles war geschäftig und betriebsam, schrie und tobte um die Wette. Die Hüter der Ordnung standen in ihren glänzenden Uniformen und ihrer würdevollen Ruhe mitten in der Schar der kleinen zerlumpten Gestalten wie ragende Marmorsäulen. Ein Bild, das man aus dem Kino kannte, bewegte sich in lebendigem Leben. Von der Höhe rechts brachte der Wind niegekannte Düfte heran. Es waren die Feigenhaine, die dort schon hinter hellgrauem, zackigem Gemäuer blühten. Herr Wilde griff nach seinem Photoapparat. Dieses große erste Erlebnis mußte festgehalten werden. Da traf ihn ein erschrockener und warnender Blick des treuen Steward Heinrich. „Es ist verboten, hier zu photographieren, ist Kriegshafen. Sie scheinen das neue Italien nicht zu kennen. Gut, daß sie es unten noch nicht gemerkt haben." Und der redselige Heinrich war schon im Begriffe, alle Schrecken eines italienischen Militärgefängnisses mit einer zusätzlichen

Füsilierung auszumalen. Aber Herr Wilde steckte rasch den Apparat ein und ergab sich dem stillen Genusse des herrlichen südlichen Bildes bei untergehender italienischer Sonne.

Man ging noch in Italien zu Bette und erwachte morgens in den griechischen Gewässern, vor den grauen Karsthöhen der Jonischen Inseln.

Im luxuriösen Rauchsalon, der zwar noch zur zweiten Klasse gehörte, aber für die Gebetzeiten auch den Juden aus der dritten Klasse freigegeben war, waren sie alle zweimal täglich zum Gebete versammelt. Was gingen sie Sonne, Menschen, Bäume und Berge von Italien oder Griechenland an? Sie fuhren „nach Hause" und ein Morgen- oder Abendgebet auf hoher See war die richtige Rüstung für das neue Leben. Man traf sich gegen Abend schon eine Stunde früher in diesem Raume und blieb auch eine Stunde nach dem Gebete beisammen, bei beschaulichen und tiefen Reden, bei Studium und geselliger Unterhaltung. Herr Wilde weilte gern in diesem Raume, um an den Menschen, an die er gestoßen wurde, sein jüdisches Ich vollends auszubauen und zu befestigen.

Es gab auch Andere in der dritten Klasse und im Zwischendeck. Junge Chaluzim, die die Gottesdienste mieden, den Tag mit gymnastischen Uebungen und Horratanz ausfüllten und für die

Alten, die da beteten und lernten, nur ein spöttisches, herausforderndes Lächeln hatten. Es waren nur wenige, die Großzahl auch der Chaluzim benahm sich, wenn auch religiös desinteressiert, bescheiden und anständig und weigerte den Heimkehrern aus der alten Schule ihre Achtung nicht. Kamen sie zuweilen in den Rauchsalon zu den Unterhaltungen vor und nach dem Gebete, so war bald eine stürmische Debatte über Palästina und Alijah, Histadruth und Revisionismus im Flusse. Wenn die Aussprache bis zur Siedehitze getrieben war und drohte, auch die Hände in Bewegung zu setzen, da trat Nachum Chabad in die Mitte und teilte die Hadernden mit seiner warmen herzgewinnenden Stimme: „Jungens, Jungens, ihr werdet Moschiach bringen, und auch ihr. Wahrscheinlich auch wir, mit unserem Lernen und Beten . . . So lange ihr euch aber so zankt und herumschlagt, kommt er nicht. Er fürchtet nämlich, die Schläge von beiden Seiten zu bekommen, wie ich sie eben schon beinahe erwischt hätte . . ." Sie hatten auf beiden Seiten Nachum Chabad lieb gewonnen, wegen seiner Stimme, wegen seines chassidischen Temperamentes, wegen seiner warmen Sprache, die jedem die Wahrheit sagte, ohne zu verletzen. Und einmal wurde er sogar gezwungen, mit ihnen die Horra zu tanzen. Er tanzte besser wie sie alle.

Am Freitag, kurz vor Sonnenuntergang, fuhren sie durch die ganz schmale Wasserrinne des Korinthischen Kanals. Hohe kahle und steile Sandbergwände von beiden Seiten. Die Schiffsmaschinen konnten sie zum Einsturz bringen, hätten sie es nicht vorgezogen, zu stoppen und das Schiff wie eine leblose Riesenleiche durch einen Lootsen durch die enge Wasserstraße ziehen zu lassen. Als auf der anderen Seite die Maschinen wieder ratterten und das Schiff wieder sein Leben bekam, leuchtete der Golf so klar und hellblau wie der griechische Himmel oben. Die uralten Burgen der Stadt Korinth wurden am linken Ufer sichtbar. Was ist schon Korinth, was der Piräus, was Griechenland und die ganze alte hellenische Welt? Die Heimreisenden sammelten sich im Rauchsalon, alle sabbatlich gekleidet und aufgemacht, um den Sabbat auf hoher See zu empfangen. Nie klang die weiche Stimme Nachum Chabads schöner und herzergreifender, als hier, da er kosend über die Wellen den Ruf hinausschickte: „Komm Geliebter, der Sabbatbraut entgegen"; als er fast weinend vor Ergriffenheit sang: „Aus den Stimmen des mächtigen Wassers, beim Brechen der Meereswellen tönt mächtig die Stimme Gottes in den Höhen . . ." Die Lichter von Athen wurden in dunkler Ferne sichtbar. Nachum weihte den Sabbat mit hocherhobenem Kelch. Die Gemeinde

rief „Omen!", Kinder tranken vom Weine. Ganz wie daheim, ganz wie im kleinen Bethaus im Ostviertel der deutschen Stadt, die vierzig Jahre Nachums zweite Heimat war.

Am rituellen Tische im Speisesalon der zweiten Klasse saßen nur vier Gäste, neben Herrn und Frau Wilde ein schweigsames und nach außen abgeschlossenes Ehepaar aus Berlin. Der Dampfer schaukelte ein wenig gegen Abend und die Stimmung war nichts weniger denn sabbatlich weihevoll. Drüben an der großen reichgedeckten Tafel tranken sie Champagner, schluckten Austern, sangen und lachten. Hier am „Sabbattische" gab es heute, neben den unvermeidlichen Sardinen, am Rost gebratene Fische, Kompott und Früchte in reichster Fülle, guten Tee nach Herzenslust. Aber das Fleisch kam aus Konservenbüchsen und war weder eine Augenweide noch besonderer Gaumenkitzel. Dieses Schiff führte keine ausgesprochen jüdische Küche, nur „auf Wunsch rituelle Verpflegung", die mit der Verpflegung an der Haupttafel nur den hohen Preis gemein hatte. Herr Wilde hatte sogar einmal erwogen, ob man nicht am anderen Tische speisen könnte. Man müßte ja nicht gerade Fleisch essen . . . „Wir fahren ja ins jüdische Land", wehrte stets Frau Ida leise ab.

„Auf, Frau, wir gehen heute Abend aus," sagte Herr Wilde.

Das junge Ehepaar lachte. Sollte wohl ein Witz sein! Ausgehen auf diesem Schiffe. Es war ein solider sauberer Dampfer, aber ein moderner Luxusdampfer mit Tanzsalon, Konzertsaal und Kino war er nicht. Nicht einmal eine Musikkapelle war da. — Wie wollten sie in diesem Kasten abends ausgehen?

Herr Wilde nahm seine Frau an der Hand und führte sie zum Rauchsalon hinauf, von dort die Treppe hinunter zum Deck der dritten Klasse. Von der äußersten Ecke kam Gesang und helles Lachen. Sie gingen den Stimmen nach. Da schauten sie in einen Lichtraum hinunter. Sie stiegen die etwas steile Treppe hinab und nun entrollte sich ihren Augen ein hier nicht geahntes Bild. In dem langen Speiseraum der dritten Klasse saßen mehrere hundert Menschen an einfachen, rohgezimmerten und spärlich gedeckten Tischen, Lichter brannten überall, weiße Stearinkerzen in Messingleuchtern, in Lehmröhren, in Flaschen und Tintenfässer gesteckt, auf einfachen Brettchen befestigt. Ein ganzes Lichtermeer. Und die Menschen hatten alle gerötete Gesichter, waren angeregt und festgestimmt. sangen und sprachen durcheinander und hielten, jede Gruppe für sich und dann doch alle zusammen, Sabbat. Ihrer welche hatten sogar schwarze Atlaskaftane an und gelbe Zobelstreimel auf dem Kopfe.

Aus den Speiseresten konnten die Wildes ersehen, daß hier das Mahl noch weit kümmerlicher und spärlicher war, als in der zweiten Klasse. Viele Zwischendeckler waren dabei, die ihr Brot mit ihrer trockenen Wurst mitgebracht hatten und sich aus dem empfangenen heißen Wasser ihren dünnen Tee selber bereiteten. Aber alle waren vergnügt, sabbatlich gehoben. Sogar die Chaluzim, die ihren eigenen Sabbat sonst hatten, waren gekommen, um mit den Alten zu feiern.

Wie rasch die Smirothmelodien Nachum Chabads Gemeingut aller Kehlen wurden! Sogar die drei Jemeniten, die dabei waren und nicht einmal die hebräischen Laute der Abendländer nachsprechen konnten, sangen aus heiserer Kehle, näselnd, aber schmelzend und mit vielen eigenen Schnörkeln mit. Reden wurden gehalten, halachische und politische Disputationen geführt. Nationale Lieder ertönten zwischendurch und Horrasprünge stürmten in den Kreis der chassidischen Tänze. Man klatschte in die Hände, man sang und lachte. Auf den Tischen zitterten die Lichter. Es war Sabbat im ganzen weiten Raume. Und der Sabbat trug sich hinauf, auf Deck, über das Meer hinaus, dahin, wo die Lichter von Athen blitzten . . .

Bis nach Mitternacht harrten Herr und Frau Wilde bei den Menschen aus, die auf den hohen Wellen, auf der Fahrt ins Ungewisse den Sab-

bat im Herzen trugen und ihn über die Meere und Inseln hinaus zu den Ruinen des alten Rom und Hellas singend kündeten. Also waren die Wildes doch ausgegangen und auch ganz auf ihre Rechnung gekommen. — —

Am Sabbat Morgen gab es im Rauchsalon, wo in einem Schranke eine kleine Thorarolle ruhte, sogar zwei Gottesdienste, einen für die Frühaufsteher und einen späteren für diejenigen, die sich im Schiffsbette wohler fühlten. Herr Wilde war Frühaufsteher, und er wollte beim Gebete die Männer nicht missen, die nicht früh genug antreten konnten.

Am Nachmittag fuhr das Schiff bei herrlicher Sonne an grauen zackigen Inseln vorbei. Eine Stadt mit Türmen und Mauern und hellen Fassaden leuchtete in der Ferne auf. „Rhodos", erklärte Heinrich, der allwissende Steward.

Eigentlich war Heinrich ärgerlich, daß der von ihm versprochene Sturm nicht eingetreten war. Aber er blieb leutselig und gesprächig. Mit sicherem Bedienteninstinkt hatte er es längst herausgefunden, daß Herr Wilde zu den Menschen gehörte, denen es auf ein gut aufgerundetes Trinkgeld nicht ankam.

Vom bequemen Liegestuhl aus spähte Frau Wilde mit dem Feldstecher nach dem fernen Ufer aus. „Wäre es keine Sinnestäuschung," sagte sie, „ich könnte wirklich und wahrhaftig

glauben, da drüben stehen Menschen, die uns Grüße zuwinken."

„Ist ganz und gar keine Sinnestäuschung," erklärte der kundige Heinrich. „Wir fahren alle vierzehn Tage den gleichen Weg, immer zur gleichen Stunde, an dieser Insel vorbei, und sehen stets dasselbe Winken. Wir erkundigten uns, und Leute aus Rhodos, die mit uns fuhren, erzählten uns, daß sich dort in der Stadt am Meere eine stattliche Judengemeinde befindet. Da sie wissen, daß am Sabbatnachmittag ein Schiff mit Palästinawanderern diese Stelle passiert, so spazieren die Juden zum Ufer hinaus, um ihren Glaubensgenossen Grüße zuzuwinken. Ein gutes Volk, die Juden," urteilte Heinrich, „sie halten gut zusammen . . ."

Ganz warm überkam es die Wildes. Juden einer fremden Insel, Juden aus einer anderen Welt, von anderer Art und anderer Sprache, stehen am Ufer und winken den Brüdern, die nach dem Heimatlande fahren, Grüße zu . . . Sie winkten was sie konnten zurück, Herr Wilde mit der Hand und Frau Ida mit dem Feldstecher. Es gingen Grüße wie Lichtsignale von jüdischem Herzen zu jüdischem Herzen.

Fast den ganzen Tag blieb der Rauchsalon S a b b a t s t u b e für die betenden, lernenden und singenden Menschen. Es gab regelrechte

Vorträge, man sang und lernte, bis sich die Sonne hinter den Gipfeln Kleinasiens senkte.

Ein Rabbi mit leuchtendem Gesicht unter der hellgelben riesigen Zobelmütze lernte aus einem alten Buche:

„Da kam ein Ehepaar vor Rabbi Schimeon Sohn Jochais. Es sprach der Mann und weinte die Frau: „Ihr wißt, Rabbi, wie glücklich wir vor zehn Jahren vor euch unter dem Trauhimmel standen, da ihr unseren Bund segnetet. Er war nicht gesegnet dieser Bund, denn es sind nun zehn Jahre um in glücklicher Gemeinschaft und die Kinder blieben aus. Und es steht geschrieben: Ist eine Ehe zehn Jahre lang kinderlos geblieben, so sei ihr Zweck verfehlt und wieder aufzulösen. Wollt ihr nun, Rabbi, wie ihr damals unseren Bund gesegnet, ihn nun durch Anfertigung des Scheidebriefes auflösen?"

So sprach der Mann, so sprach die Frau unter heißen Tränen.

Sagte Rabbi Schimeon Sohn Jochais:

„Gewiß ist mir jenes frohe Fest noch in guter Erinnerung, mit dem wir euren Ehebund segneten. Trennung m u ß nun sein, nach Recht und Gesetz. Da ihr aber in ungetrübtem Glücke gelebt habt und in Frieden auseinander geht, so ziemte es sich, bei der Lösung ein ähnliches Fest zu feiern, wie damals bei der Schließung der Ehe. Wollt ihr das?"

Sie wollten. Und im Hause des Mannes waren, wie damals, die Gäste zu einem Festmahle versammelt. Man hatte sich gütlich an Speis und Trank getan, und besonders der Ehemann, wohl um seinen Kummer zu ertränken, sprach dem Weine mehr als üblich zu. In letzter Liebesaufwallung sprach er zu der Frau: „Wenn du jetzt aus meinem Hause gehst, so darfst du das, was dir am liebsten und köstlichsten in diesen Räumen geworden ist, mit in dein eigenes Haus nehmen." Darauf schlief er fest ein.

Und was tat die Frau? Sie lud, als die Gäste gegangen waren, den fest schlafenden Mann in die Sänfte und ließ ihn in ihr Haus tragen. Und wie er morgens erwachte und sich erstaunt im fremden Raume umsah, sprach sie: „Hast du es nicht gesagt, Liebster, ich könnte das mit mir nach Hause nehmen, was mir am kostbarsten dünkt. Ich wollte d i c h . . ."

Frau Ida zuckte auf und zog ihren Mann am Aermel. Hübsch erzählt, dachte sie. Aber erzählte der würdige Mann in seiner eigenen Sprache, aus dem alten Lernbuche heraus, die Geschichte von den W e i b e r n i n W e i n s b e r g, jene Geschichte, die man von der Schulbank her kannte?

Nein. Es war ein wenig anders. Während dort im Schulbuche die Geschichte damit z u E n d e war, fing sie hier erst richtig an. Der

Rabbi wurde warm, schaukelte heftig den Oberkörper und die Rede ging in Gesang über:

„Gott hatte sich Tochter Israel angetraut, wie es im Hohenliede und in den Propheten immer wieder heißt. Eine Störung trat ein durch Israels Verschulden und die Trennung war unvermeidlich, Trennung von Gottes Haus und Gottes Tisch, von Tempel, Altar und Boden. Etwas durfte Israel bei der Lösung vom göttlichen Gemahle mit ins fremde Heim nehmen. Was tat Israel? Es nahm seinen Gott mit, und blieb nunfort auf allen Goluswegen von ihm ungetrennt. Und seht, Freunde, Brüder — der Gesang schwang sich wie ein warmer Strahl in die Höhe — wir fahren heim, und Gott ist mit uns. Wandern von einem Orte zum andern, und Gott ist bei uns, der Sabbat in uns. Seht ihr dort die Ruinen von Rom und Griechenland? Und in uns leuchtet das Heiligtum, das Rom und Griechenland uns einmal genommen, entweiht, zertrümmert haben . . ."

Das war alles so schön und herzergreifend gesagt, daß alle, selbst die Chaluzim, aufmerksam aufhorchten. In Barsilai, dem baumlangen, von Gesundheit strahlenden und strotzenden jungen Autoschlosser, regte sich aber Widerspruch. „Die Ehe," sagte er, „war aber von spätem Glücke gesegnet. Die Kinder stell-

ten sich ein. W i r sind die Söhne, und wir k e h r e n h e i m."

„Und wir nicht?" protestierten die Alten. „Sind wir keine Söhne und kehren wir nicht auf dem gleichen Wege heim wie ihr?"

„Lange genug gewartet," parierte Barsilai, und viele seiner Freunde sekundierten ihm. „Wir bauen am jüdischen Lande seit vierzig Jahren, seit Herzl, ja noch länger, seit fünfzig Jahren, seit „Bilu".

„Und w i r bauen seit zweitausend Jahren," ereiferte sich einer aus dem älteren Flügel. „Haben wir seit der Zerstörung überhaupt je aufgehört, von Zion zu sprechen und zu beten?"

„Jawohl," triumphierten die Jungen im Chore, „sprechen, beten, weinen, Tränen und Seufzer, indes wir singen und a r b e i t e n."

„Arbeiten?" hakten die Anderen ein. „Haben unsere Alten, die den Weg nach dem Lande fanden, bevor dort Wege und Bahnen gebaut waren, da es noch keine Kolonien und kein Tel Awiw gab, sich nicht mit den Händen, mit dem Herzblut jeden Schritt des heiligen Bodens errungen? Waren Nachmanides, Bartenora, Scheloh und tausend andere später nicht die Chaluzim, die die Pionierarbeit auch für e u c h geleistet haben?"

„Kommt mir nicht mit Geschichte," wurde Barsilai schroff und fuchtelte mit den sehnigen

Schlosserarmen. „Schluß mit den Theorien und Ideologien. Heute gilt die Arbeit, und die habt ihr Ueberfrommen uns überlassen. Jetzt, da wir hundert Kolonien und ganze Städte aufgebaut haben, kommt ihr mit eurer Thora und wollt mitbauen, ja, uns sogar Ratschläge und Weisungen erteilen. Ihr kommt spät, liebe Brüder, wir sind euch um viele, viele Nasenlängen vorausgeeilt."

„Was die Nasenlänge betrifft," warf ein witziger Alter ein, „wollen wir nicht streiten, wir können es darin mit euch aufnehmen . . ."

Das überhörten Barsilai und seine jungen Freunde. Obwohl sie in vielem mit ihm nicht übereinstimmten, waren sie alle darüber einig, daß die Alten und Frommen doch reichlich spät, ja zu spät kämen. Es drohte ein ernstlicher Streit auszubrechen. Da griff Nachum Chabad ein:

„Werde ich euch eine hübsche Geschichte erzählen, einen Traum." Alle schwiegen, denn Nachum Chabad wußte schön und anregend zu erzählen.

„Also hatte ich vorige Nacht im schaukelnden Schiffsbett einen schönen, einen glücklichen Traum. Moschiach war da, ganz plötzlich. Wachten auf und hörten die Posaune rufen. Was meint ihr, wer zuerst dem Rufe folgte?"

„Natürlich wir," schrieen die Chaluzim.

„Natürlich ihr, wer denn sonst? Schon nach dem ersten Ruf waren alle Chaluzim und alle Jüngeren und Aelteren, die seit dreißig oder fünfzig Jahren Zion im Munde tragen, um Moschiach versammelt. Auch die Anderen in den Westvierteln der europäischen Städte, die bislang von Zion und Jerusalem nichts wissen wollten, zauderten nicht lange. Schnell rasiert, fein Toilette gemacht, Frack und Zylinder an, und schon waren sie unter Moschiachs Fahnen. Es gab aber welche, — Nachum dämpfte die Stimme — die ein wenig zögerten und zauderten und mehr Zeit brauchten, und sie kamen, wie immer und überall, etwas spät . . ."

„Natürlich die Alten, die Frommen, wie immer und überall," jubelte der Jugendflügel, „Reb Nachum gibt es ja selber zu."

„Natürlich wir, die Frommen, wer sonst? Bald zweitausend Jahre hatten wir auf Moschiach gewartet, und nun war er plötzlich da; konnte man so mir nichts, dir nichts aufspringen und laufen? Man weinte erst ein wenig vor Freude, reinigte und rüstete sich in einem Tauchbade, betete lange und inbrünstig. Kleinigkeit, Moschiach! Darf man unvorbereitet, innerlich ungewaschen, sich ihm nahen? Und so wurde es etwas spät, als wir hinterher nachgetrappelt kamen. Schon war Moschiach mit all den Frühgekommenen ein Stück Weges vorgegangen.

Jetzt wandte er sich um und sah die schwarze Schar im Abstand. „Wer kommt denn da noch her?" fragte er. „Es sind a u c h Juden," antworteten die Vorwärtsdrängenden gnädig und etwas herablassend . . ."

Fast alle verstanden die beißende Ironie. Und für diejenigen, die sie nicht ganz verstanden, erklärte noch Nachum Chabad wie zum Ueberfluß:

„Zu spät? Gewißlich, wie sollten wir nicht etwas später kommen wie die Anderen, die ungehemmt, ohne Bedenken, ohne nach rechts und links zu schauen, vorwärtsstürmen können? Wir haben unsere Hoffnungen, wir haben unsere Tränen, wir haben unsere Gebete, wir haben unsere tausend Hemmungen, wir haben unser Gesetz, an das wir unser Leben gebunden haben, wir haben unseren Gott, der ü b e r d e r H e i m a t steht. Wir kommen etwas später, mag schon sein. Aber, glaubt es mir, liebe junge Brüder, Moschiach erkennt uns, er w a r t e t auf uns, stellt uns vielleicht sogar an die Spitze, denn wir sind, wie keiner sonst, i n n e r l i c h gerüstet . . ."

Es war bei dem herzinnigen Tone, in dem Nachum die Geschichte seines Traumes erzählt, ja hinaussang, einfach unmöglich, den Streit noch weiter fortzusetzen. Er endete denn auch gegen Abend bei der „dritten Mahlzeit" im

Speisesaale der dritten Klasse mit Gesang und einem Tänzchen, das die Mitte hielt zwischen einem chassidischen „Rikud" und der chaluzistischen Horra.

Ein Sabbat auf hoher See ging zu Ende, ein schwimmender Sabbat, wie ihn Wildes schöner und weihevoller im Westen der großen deutschen Stadt mit ihren großen Gemeinden nie erlebt hatten.

Am Sonntag mittag hielt das Schiff vor Larnaca, der Hafenstadt von Zypern. Vier Stunden sollte der Aufenthalt dauern, Zeit genug, um sich Land und Leute in der Nähe anzusehen. Mit vielen Anderen ließen sich Herr und Frau Wilde an Land booten. Im Hafen herrschte richtiger Jahrmarkttrubel, mit Verkaufsständen, Schaubuden und Karussels. Halbnackte Gestalten lungerten um die Auslagen herum. Barfüßige Menschen boten aus der hohlen Hand Feigen und Orangen in der Sprache Homers feil. Zwischen den bunten Reihen schritten, gemessen und bedächtig, würdige hochbeturbante Derwische. Ein wenig vertrauenerweckender Geselle bot durch Zeichen seine Dienste als Führer an und war nicht eher loszubekommen, als bis der Kutscher einer der vielen leichten Wagen ihn mit dem Peitschenstiel davonjagte. Nun war es der Kutscher, der nicht locker ließ und mit der klassischen Beredsamkeit sei-

ner Heldenahnen die Fremden in seine Kutsche zu locken suchte. Herr Wilde winkte ab, sie wollten zu Fuß und langsam die Landschaft genießen. Aber der Gute fuhr im Schritte hinter und neben ihnen her, verstellte ihnen mit seiner Fuhre den Weg und ließ nicht nach, als bis sie sich in sein bequemes, von flinken Gäulchen gezogenes Wägelchen setzten. Mit erhobenen drei von den fünf Fingern setzte er den Preis fest, es sollte drei Schillinge heißen, für zwei Stunden Fahrt um die Stadt.

An einem kleinen Salzsee hielten sie; magere Wiesen umgaben das grüngraue, dickflüssige Wasser. Frau Ida leckte am breiigen Naß. „Wirklich salzig!" konstatierte sie. Herr Wilde, den seit Antritt der Reise die gute Laune nicht verlassen hatte, freute sich über die Feststellung, daß Salz salzig schmeckte . . .

Vor einer Moschee machten sie halt, wo ein Mann mit buntem Turbanaufbau auf dem Kopfe die Rechte aufs Herz zum Gruße legte, und sie dann in einen reich mit kostbaren Teppichen belegten Raum führte, zu einem grünen Vorhange, hinter dem — man nichts sah. Diese Feststellung kostete wiederum ein reiches Trinkgeld. Nein, Trinkgelder gab es hier nicht. Hier begann schon die Welt des Bakschisch . . . Sie mußten Filzpantoffeln über die Schuhe stülpen, wodurch ihr Schritt etwas Feierliches und Geheimnisvol-

les erhielt. Im Hofe stand ein Orangenbaum, auf einer Seite voll reifer Früchte, vom vorigen Jahre noch, auf der anderen Seite bedeckt mit den Blüten der kommenden Frucht.

Als sie nach knappen zwei Stunden am Hafen aus der Kutsche stiegen und die Entlohnung erfolgen sollte, waren dem griechischen Kutscher auf einmal neue Finger angewachsen. Er nahm auch die andere Hand zu Hilfe. Und in der sicheren Erwartung der Weigerung fing er schon gleich ein Geschrei an, das einige Gesellen anzog. Es bildeten sich Parteien. Herr Wilde zahlte, zwar nicht nach dem Maßstabe aller Finger beider Hände, aber wesentlich mehr als ausbedungen war. Und, begleitet von lauten Rufen, von denen man nicht mehr wissen konnte, ob sie Flüche oder Dank ausdrückten, stiegen sie ins erste Boot, um sich aufs Schiff zu flüchten. Schon zwei Stunden vor der Zeit. Nach dem Erlebnis auf Zypern fühlten sie sich unter dem Dache ihres Schiffes doppelt geborgen.

Es folgte eine höchst unruhige Nacht, in der die wenigsten Lust verspürten, zu Bette zu gehen. Die „Nacht vor dem Einzuge", sagten die drei Jemeniten und näselten, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden hockend, Stellen aus dem Hohenliede und kabbalistischen Schriften. Chaluzim sangen nationale Lieder. Nachum Chabad feierte einen kleinen Sijum auf die Mischna-

ordnung „Kodoschim" (Opferlehre), die er auf dem Schiffe zu Ende gelernt hatte. Alles war erregt, aufgewühlt, in Erwartungsfieber. Während der Fahrt betäubte und zurückgedrängte Hoffnungen und Aengste traten kurz vor dem Ziele wieder in den Vordergrund des Denkens. Es gab welche, deren Papiere ein glückliches Passieren durch die Landungsstation nicht unbedingt garantierten, diese vergaßen jetzt das Lachen und Singen. In den einzelnen Kabinen wurde gepackt. Die Unruhe trug sich von Deck und Zwischendeck auch bis zur zweiten und ersten Klasse, auch bis zur Kabine der Wildes hin.

Als Frau Wilde nach kurzem unruhigem Schlafe im ersten Morgengrauen erwachte, schwiegen die Maschinen, das Schiff hielt still. Das Bett des Gatten war leer. Das geschäftige Hinundher der Menschen über ihr wuchs beim Schweigen der Motore zu einem Jahrmarktslärm an. Da kam Herr Wilde, den langen grauen Schlafrock lose um den Leib gegürtet, die Treppe hinunter. „Haben es erreicht, liebe Ida, wir halten auf der Reede vor Jaffa. Ein herrliches Bild da oben, die Türme im traumhaften Morgennebel. Alles ist auf den Beinen."

Nach einiger Zeit verließen beide fertig angekleidet die Kabine. Heinrich — er hatte sich in der Einschätzung der Trinkgeldchance nicht geirrt — der ihr Gepäck bis zur Ankunft des

Sabal (Lastträgers) in seine Hut nahm, dämpfte als Kundiger ihre Erregung:

„Keine Eile, meine Herrschaften, hätten noch zwei Stunden schlafen können. Die Herren vom Amte schlafen noch, dann frühstücken sie gut und e n g l i s c h. Es wird schon gut neune, bis Sie an Land gehen."

Heinrich war offensichtlich nicht gut zu sprechen auf Menschen, die wie er für andere da waren, und dennoch gut und lang frühstückten.

Oben waren die Menschen ein aufgestöberter Bienenschwarm. Die Grenzen zwischen den Klassen waren aufgehoben. Man stolperte über herumliegende Gepäckstücke. Vor ihnen rechts auf der Anhöhe entwickelte sich aus dem Morgennebel ein Panorama von grandioser Schönheit, Türme und Zinnen hoben sich mehr und mehr in die junge Sonne. Links in einiger Entfernung weiße moderne Häuser. Das Wasser dazwischen so ruhig wie ein Spiegel, still und friedsam.

Also d a s war es, dachte Herr Wilde, wovon man — es war lange her — in der Religionsstunde träumte, in der Synagoge betete und wovon heute aller Mund sprach, alle Federn schrieben, das war P a l ä s t i n a!

Noch einmal sammelten sich die Reisenden im Rauchsalon zum Gottesdienste, zum letzten

Morgengottesdienste auf dem Schiff, aber es ging hastig und hurtig her, ohne Einheitlichkeit, ohne innere Sammlung. Es war Montag und man hob auch zum letzten Male die kleine Thorarolle aus. Aber zerstreut und abwesend hörten sie auf die Worte der Thora hin. Nasse Augen waren auf den einen Punkt, wo sich die Mauern und Zinnen, heller und heller in die Höhe hoben, gebannt. Es war kein Raum in der Seele für was anderes. „Was ist das für eine Art?" ärgerte sich Rabbi Nachum, „Juden stehen im Angesicht von Erez Jisroel und dawnen ohne Kawonoh (Andacht)." „Ist schon so richtig," antwortete jener Rabbi, der am Sabbat von Israel, das Gott in seinem Herzen ins Galuth trug, vorlernte. Er hatte zur Feier des Empfanges langen Atlasrock und riesige Zobelmütze angelegt. „Laßt sie nur, ist schon so in Ordnung. Das i s t die Andacht, Erez Jisroel ist in uns, Erez Jisroel vor uns, es ist schon Gebet für sich . . ."

Frau Ida, die nicht die Gabe hatte wie ihr Mann, für alles gleich die richtige Formel zu finden, sah gebannt auf eine alte Frau im Kopftuch, die laut weinte, und sie weinte still mit. Was da vor ihr lag, war ein Gebet in Wasser, Steinen und Mauern. Ihre Gebete gingen aber in letzterer Zeit stets, — um den einen, der gegangen ist, um nicht wiederzukommen und den anderen, über den vielleicht diese alten Mauern

Kunde geben konnten. Und solche Gebete konnten nicht trocken bleiben . . .

Heinrich hatte Recht behalten. Es war schon voller heller Tag, als ein Motorboot mit den Hafenbeamten angefaucht kam. Es gab eine kurze Aussprache mit dem Kapitän und Schiffskommissar, dann eine gründliche Revision der Papiere. „Erste und zweite Klasse steigen in die ersten Boote, dann folgen die anderen, soweit ihre Pässe kontrolliert sind," verkündete der Schiffskommissar. Herr und Frau Wilde saßen im kleinen Boot, das über das ruhige Wasser wie auf einem Binnenstrom, an Riffen und Klippen vorbei, glitt. Näher und näher rückten ihnen die Häuser, die Mauern und Menschen entgegen. Am Ufer sangen Gruppen junger Menschen die „Hatikwah" zum Empfang der Gäste. Die in den Booten sangen ebenfalls im Takte der Ruderschläge und die Strophen fanden und verbanden sich über die immer kleiner werdende Wasserspanne hinweg. Abseits sang eine kleinere Schar „Hikawzu achim! Sammelt euch, Brüder!" Und auch dieser Sang fand ein lautes Echo in zwei dem Ufer zuschwimmenden Booten.

Aus der kleineren Gruppe löste sich, kaum daß die Wildes festen Boden unter den Füßen spürten, ein Jüngling, schlank und braun, und hing sich so stürmisch an Frau Idas Hals, daß sie schier zu Boden gerissen wurde. „Sachte

Junge," konnte Wilde in der ersten Erregung und nach der ersten Umarmung nur herausbringen, „du wirfst uns ja wieder ins Meer . . . Wie glänzend du ausschaust, die Sonne Palästinas hat dich zu einem Mann ausreifen lassen."

XII.

Als endlich alle Formalitäten in der Halle vor Paß- und Zollamt erledigt waren und das Gepäck auf der anderen Seite aus dem Labyrinth der Koffer und Kasten herausgesucht war, stellte Baruch seinen Freund Schmarjahu, einen untersetzten, kräftigen jungen Menschen in der Kleidung des Chauffeurs, vor, der sie fahren sollte.

„Lean, wohin?" fragte dieser, als sie im kleinen Wagen saßen.

„Wohin?" Darüber hatten sie gar nicht nachgedacht. Sie fuhren nach Palästina und waren nun da. Wohin?

„Wo hast du eigentlich dein Domizil?" fragte der Vater in seiner sachlichen Art.

„Weit weg, im Emek. Meinen Palast werdet ihr noch früh genug sehen. Ich habe mich für drei, vier Tage gänzlich für euch freigemacht."

„Also werden wir erst ins Hotel fahren."

„In Tel Awiw oder in Jerusalem?"

Tel Awiw oder Jerusalem, beide Städte lagen ja in Palästina. Wie sollten sie sich entscheiden?

„Nach Jerusalem brauchen wir anderthalb Stunden. Tel Awiw ist h i e r," wies Schmarjahu gen Norden.

„Ich denke, wir sollten an der ersten jüdischen Stadt nicht vorübergehen," meinte Herr Wilde, was Baruch mit innerlicher Freude als Bekenntnis des Vaters zu Palästina nahm.

Also fuhren sie langsam die wellige Straße zum Bazar der alten Stadt Jaffa hinauf. Was für eine neue Welt, was für Häuser und Menschen, was für Kleidung und Sprache. Frau Ida konnte sich gar nicht satt sehen. Würdige hochbeturbante Männer saßen vor ihren Teppichen und reich gewirkten Stoffen und feilschten mit den Kunden. Verhüllte Frauen kamen tänzelnd wie Königinnen daher. Menschen in langen wallenden Röcken hielt man für Frauen und waren doch, wenn man sie von vorne sah, Männer mit Bart und vielen bunten Bändern am Kopftuch. „Fellachen oder Beduinen," erklärte Baruch. Phantastische Gestalten kamen auf kleinen Eselchen geritten, von denen man nur noch Kopf und Schweif sah. Sie waren auf einen fremden Stern verzaubert.

Die schmale Gasse mündete in ein baumbestandenes Viereck. Man fuhr an einer grünen

Promenade vorbei. Unvermittelt wurden die Straßen breiter, sauberer und schöner, die Häuser rechts und links vornehm und stattlich, Schilder in hebräischer und auch englischer Sprache leuchteten blank und farbig von allen Seiten. „Wir sind in T e l A w i w!" verkündete Baruch.

Sie fuhren die Allenbystraße hinauf und noch weiter in die Innenstadt hinein. Eine leuchtende Kuppel wölbte sich über einen großen freistehenden Bau. „Die große Synagoge und dort weiter rechts das Dach der Irijah", erklärte Baruch. Auf dem Platze vor dem Stadthaus war ein buntes wildes Treiben, ein Wagen- und Autoverkehr, der an die belebtesten Verkehrsstraßen der großen deutschen Stadt erinnerte. Auf einem Podium stand ein Polizist mit Bärenmütze auf dem Kopfe und weißen Aermeln und ordnete mit fast graziösen Bewegungen und in einem Tone, der mehr als Einladung denn als Befehl klang, den Verkehr. „Der Schoter," sagte Baruch, „der jüdische Verkehrsschutzmann."

Um die Litfaßsäulen drängte sich viel Volk. Es war in der Woche vor Purim, und Riesenplakate in allen Farben kündigten in hebräischer Sprache Tanzvergnügungen, Maskenbälle, Theateraufführungen an. Eine große Tribüne mit karnevalistischen Kulissen und Attrappen zog ihren Blick an. An unzähligen Häuschen wurde Gasus

(Erfrischungen) verkauft, alle paar Schritte lud ein Schild mit der Ueberschrift „Misadah" (Speisewirtschaft) zum Einkehren ein. Schaufenster zeigten reiche Auslagen. Kinder spielten auf einer umhegten Verkehrsinsel „Kadur Haregel" (Fußball) und rauften in schönstem Hebräisch. Vor dem Stadthause gab es einen kleinen Auflauf. Ein unvorsichtiger Autolenker streifte leicht einen Radfahrer und bezeichnete noch obendrein den Radler als Chamor. Der Radfahrer diente wieder mit „Gamal" und behauptete, der Nahag (Autolenker) sei „schikor" (betrunken). „Mag sein," gab der Nahag schlagfertig zurück. „Aber wenn ich morgen wieder nüchtern bin, bist du immer noch ein Chamor . . ."

„O nein," gab der Andere nicht nach, „dann bist du immer noch ein nüchterner Gamal! . . ." Der erste drohte mit „Matnas Jad", das Publikum folgte gespannt.

„Da ihr doch, was Chamor und Gamal betrifft, beide recht habt, warum streitet ihr denn?" witzelte einer.

Da war es Zeit, daß der Schoter von seinem Piedestal herabstieg und „Scheket!" (Ruhe) kommandierte. Ein Zauberwort, das die Streitenden sofort auseinanderriß und das Menschenknäuel in Ruhe auflöste.

Herr Wilde genoß dankbar diese köstliche Szene, als wäre sie eigens zu seinem Empfange gestellt worden. Man verstand auch das saftige Hebräisch, denn die Handlung war so plastisch wie im stummen Film. Ein bekanntes Großstadtbild ins Jüdische, ins Hebräische übertragen, dachte er. Aber Humor, das mußte man sagen, hatten die Leute, und schließlich auch Disziplin.

Andere Straßenbilder lösten jenen verschwundenen Spuk ab. Ein bunter Wagen pries mit Lautsprecher elegante Tanzschuhe an. Aus der offenen Türe eines Kinos ergossen sich die schmachtenden Töne der „Valenzia". Bei uns schon vergessen, dachte Herr Wilde. Ein kleiner Mann pirschte sich leise an sie heran. Ob sie fremd im Lande seien, ob eben erst gekommen, ob sie Hotel suchten, ob der Herr vielleicht ein M i g r a s c h, ein Grundstück kaufen oder sonst irgendwie Kapital gut investieren wollte! Er habe gerade ausgezeichnete Sachen, prima primissimo . . . Herr Wilde wandte sich ohne Antwort ab.

„Ist d a s eigentlich Palästina?" fragte Frau Ida ganz leise und gab damit auch den Gefühlen der Anderen Ausdruck.

Baruch schien auf diese Frage gewartet zu haben. Er hatte die Antwort parat:

„Es gibt dreierlei Palästina: Ein b e t e n d e s Palästina, ein a r b e i t e n d e s Palästina und ein s c h a c h e r n d e s Palästina. Ihr habt bis jetzt nur das letztere gesehen."

Herr Wilde, ein Mann von Welt und Leben, fand die Bewertung zu hart:

„Die Jungen, die sich so rasch und schmerzlos ins Extrem hinüber gefunden haben, urteilen scharf. Man kann aber nicht allein mit der Pflugschar ein Land aufbauen, man braucht auch Handel, Industrie. Die Schwielen an den Händen in Ehren, aber auch die Arbeit im Kontor muß da sein. Die Landwirtschaft braucht einen Markt, also muß es eine Stadt geben neben dem Dorf; braucht auch Kredite, also ist auch der Bankier kein so unnützes und überflüssiges Geschöpf. Es muß auch etwas Komfort und Luxus geben, von euren Windjacken und eurer Rohkostnahrung werden die Schornsteine der Fabriken nicht rauchen, und dann hat der Arbeiter kein Brot. Es muß auch das da sein, was ihr in eurer Einseitigkeit Schacher- und Krämergeist nennt."

„Aber es sollen sich gerade in dieser Stadt viele schlimme Auswüchse herausgebildet haben," verteidigte Baruch seinen Standpunkt, „ich verstehe nicht viel davon."

„Das mag sein und ist für den Anfang sogar sehr verständlich. Auch Amerika hatte eine

Siedlerzeit, da sich die ewigen Nutznießer aller Lagen gierig auf ihre Beute stürzten. Es ist mit dem Aufschwung anders geworden. Das Leben muß sich erst konsolidieren, in ruhige Bahnen kommen."

Er wollte milde urteilen, wollte nur zunächst Gutes sehen, der etwas europamüde Herr Wilde.

Allein bei all der guten Meinung von der ersten jüdischen Stadt beschlossen sie, sich am folgenden Tage in aller Frühe auf den Weg nach Jerusalem, zum alten „betenden" Palästina, zu machen.

XIII.

Schmarjah, ein fertiger Referendar, der zum Kunstschlosser umsattelte und nun in Palästina als Chauffeur doch schließlich in etwas anderem Sinne, als er es sich stets dachte, zum „Führer in Israel" avancierte, fuhr mit seinem kleinen Vehikel, das nur zwei nicht sehr bequeme Plätze für Herrn und Frau Wilde und noch einen Platz vorne am Steuer für Baruch hatte, wie von Dämonen —, oder von den tausend Paragraphen der hinter ihm liegenden Straf- und Gesetzbücher — gejagt, über Stock und Stein. Nicht ganz wörtlich, denn es gab zunächst hier weder Stock noch Stein noch andere Hindernisse zu nehmen. Herr Wilde bewunderte eine asphaltierte Autostraße, wie er sie in dieser spiegelglatten Breite bis jetzt kaum irgendwo gesehen hatte. Es war für ihn die erste große Ueberraschung „im Lande hinter der europäischen Kultur". „Haben wir, wie vieles Andere, den Engländern zu verdanken," erklärte der Führer. Wo war es zu lesen: „Räumet den Weg, ebnet in der Einöde eine Straße unserem Gotte?" dachte Herr Wilde ange-

strengt nach. Richtig, in Jesajas stand der schöne Satz, den er jetzt im kleinen Wagen erlebte. Die Einöde war auch da, etwas weit im Hintergrunde; grauer Karst, der sich wie wuchernder Aussatz aus dem Leibe der Landschaft erhob. Dazwischen aber blühten rechts und links die Olivenbäume in jüdischen Gärten, Palmen standen mit leerem knorrigem Stamm und weit ausgebreiteter grüner Krone. Zwischen dem üppigen Grün auf den Weizenfeldern schossen Blumen in die Höhe von ihnen unbekannten Farben und Formen. Auf einer Wiese lagerte eine Beduinenkarawane mit auf dem Boden knieenden Kamelen und schwarzen zottigen Ziegen, lagerte hier, wie es schien, seit tausend Jahren. Moderne, vollgefüllte Autobusse kamen ihnen entgegen, andere überholten sie. Von den Serpentinen aus, die jetzt das Vehikel sich schlangenartig hinauf- und hinunterwand, hatte man einen Blick auf zwei sich berührende Welten. Oelbäume und Palmen, Männer im bunten Kopftuch, Kamele und schwarze Ziegen und die Kulissen der Karstberge dahinter waren die ewig ruhende Welt, in die die Unrast der Kultur mit dem Auto hineinbrauste. „Seht ihr die hohe Dachzinne da oben?' wandte sich Baruch um. „Es ist das erstsichtbare Haus von Jerusalem, das große Waisenhaus auf dem Hügel". Sie waren erst eine gute Stunde durch die Ebene Saron gefahren.

Als sie in die heilige Stadt einfuhren, hielt sie zunächst nicht ganz, was sie von der Ferne versprochen hatte. Etwas trübe und schlechtgepflastert wellte sich die erste Straße zwischen den dunklen, rötlichgrauen kleinen Häusern mit vielfach brüchiger Fassade. Man sah wenige Menschen. In einer Art Mauernische stand ein stämmiger Mann mit rotem Fez auf dem runden Kopf, das bärtige flammende Gesicht dem offenen Feuer zugewandt, an dem er ein Eisen schmiedete. Neben ihm in der gleichen Werkstatt hobelte ein anderer Patriarch an einem Brett, und auf der Schwelle dieses betriebsamen Hauses saß ein kleiner dürrer Mann mit geringelten Seitenlocken auf seinen eigenen Beinen, klopfte mit einem Hammer auf Schuhsohlen und sang im Dreitakt der Hammerschläge Sätze aus dem Hohenliede. Ein paar Leute, Juden und Araber, standen oder saßen mit entblößten Füßen davor und warteten auf ihre Fußbekleidung, die in neuer Verjüngung aus dieser sonderbaren Werkstatt auf der Schwelle der Schreiner-Schmiede hervorgehen sollte. Schmarjah, der das Interesse seiner Fahrgäste an dieser sonderbaren Dreimeisterwerkstätte merkte, hielt einen Augenblick an und erklärte: „Der Rotbefezte am Ambos ist ein Schmied aus S a l o n i k i, möchte keinem empfehlen, mit ihm anzubändeln, ein Simson und ein Schmeling zugleich. Der Schreiner daneben, der

mit ihm die Werkstatt teilt, ist ein persischer Jude, an dem grauen Kopftuch zu erkennen, das er an Stelle eines Hutes trägt. Und unten der Kleine ist, wie schon an seinen Ringellocken, seinem ausgemergelten Gesichte und vor allem an seinem angenehm näselnden Gesange zu erkennen ist, ein Jemenite. Eine Sammlung der jüdischen Zerstreuung im Kleinen, wie Sie sie hier in dieser Stadt der blauen Wunder noch hundertmal auf Schritt und Tritt erleben werden."

„Was sprechen die Leute?" erkundigte sich Herr Wilde.

„Der eine türkisch, der andere persisch und der dritte arabisch, aber alle hebräisch. Es ergibt sich zuweilen, daß die drei auch in Streit miteinander geraten. Hart im Raume! und so weiter . . . Schimpfen kann jeder merkwürdigerweise nur in seiner Heimatsprache, fangen sie aber dann an, miteinander Hebräisch zu reden, ist die Versöhnung schon da. Die hebräische Sprache hat noch nicht Schimpfworte genug, um, bei den Orientalen wenigstens, eine Plattform für den Hader abzugeben . . ."

Wenige Schritte weiter hielten sie vor einem stattlichen Barokhause und sahen durch ein kleines Tor in einen parkartigen Garten, in dem sich zwischen Palmen und Akazien weiße Kieswege schlängelten. „Wie in Deutschland," entrang es sich Frau Wilde. „Ist auch ein Stückchen

Deutschland," belehrte Schmarjahu, „eine deutsche Insel zu Eingang der Jaffastraße. Es ist das Schaare Zedek-Spital, gegründet von deutschen Juden und seit fünfzig Jahren geleitet von dem frommen deutschen Doktor, den jedes Kind in Jerusalem und Palästina kennt. Wollen wir einkehren? Er sieht es nicht gerne, wenn man an ihm vorübergeht."

Und schon stand der freundliche Mann im weißen Kittel vor der kleinen offenen Türe, der sie mit einem herzlichen Schalom ins Haus bat, geradezu zwang. Sie gingen durch die langen blitzsauberen Korridore, sahen auch in die Krankenzimmer und modernen Säle und bewunderten noch einmal den schönen Garten rund um das Haus herum. Sie mußten sogar im Geschäftszimmer eine kleine Bewirtung annehmen. Gegen die herzliche Zuvorkommenheit dieses Doktors gab es keinen Widerspruch. Herr Wilde bekam, nachdem er sich vorgestellt hatte, zu seiner eigenen höchsten Ueberraschung aus den Büchern attestiert, daß er schon seit Jahren erhebliche Beträge für dieses einzig herrliche Haus zahlte, ohne es selber zu wissen. Man wurde ja für so Vieles herangezogen . . . „Frau," sagte er, und es klang sehr ernst, obwohl es ein Witz sein sollte, „wenn all unsere Kapitalanlagen der letzten Jahre so reichlich Früchte trügen wie diese . . ."

Das Haus der Liebe und Menschenhilfe zu Eingang der heiligen Stadt hatte an diesem Tage einen neuen Freund und Förderer gefunden, machte aus einem anonymen Spender einen warmen seelischen Teilhaber.

Aber sie fuhren weiter, P a l ä s t i n a wollten sie sehen und sahen es noch am nämlichen Tage.

Mitten im Trubel am Jaffatore standen sie, hilflos und verloren und zugleich unermeßlich beglückt und gehoben. Hier wehten die Lüfte vom Berliner Potsdamer Platz und von der Pera-Brücke in Konstantinopel ineinander. Sie waren am Schnittpunkte zweier Welten. Nein, es schien, als hätten sich hier alle Weltgegenden und alle Jahrhunderte der Geschichte ein Stelldichein gegeben, als schoben und drängten sie alle durch dieses ewige Tor einem gemeinsamen Ziele zu. Die Kamele und Ziegenherden, die hier von einer eleganten Limousine zur Seite gescheucht wurden, die langhaarigen Popen in Talar und Barett zwischen den eilenden Beduinen, Soldaten und Juden, der Muczzin, der vom Minarett herab mitten in das Hupen der Autos und das Wiehern der Esel sein ewiges Gebet hineinsang, all dieses bunte Gewühle und Gewimmel gehörte hier zum Bilde am Tore, wo zwei Welten aufeinanderprallten, um sich dann über alle Dissonanzen hinweg ineinander zu fügen.

Wenige Schritte hinter dem Tore begannen die dunklen überwölbten engen Gassen, das bröckelnde Gemäuer, der Bazar mit den bunten Auslagen an Teppichen und farbigen Geweben, an tausend ungekannten Leckereien. Hier gab es keine Wagen und keine Automobile, nur Esel und Kamele. Und dann Menschen, Menschen, Menschen, die im ewigen Strome, im ewigen Marsche seit vielen Jahrhunderten sich befanden. Geräusche und Gerüche, die sonst nirgendwo Ohr und Nase erreichten. Dabei entwickelte sich vor ihren Augen in den Kramauslagen eine Farbenpracht, wie sie sie nie in der Welt gesehen hatten, die Stoffe und Gewebe, die leuchtenden Messinggeräte und die kunstvollen Tonkrüge, dazu die malerischen Trachten der tätowierten arabischen Frauen. Hier, wo am hellen Tage Dämmerlicht herrschte, war Orient in seiner Reinheit und Unberührtheit. Für Frau Ida war das Ganze ein turbulenter Traum aus „Tausend und eine Nacht". Beinahe vergaßen sie vor lauter Schauen und Staunen das eigentliche Ziel ihres Marsches. Sie wollten ja nach der Klagemauer.

Nun gingen sie durch einen Torbogen, durch das Gewirre enger namenloser Gassen. Eine Biegung nach links auf der engen abschüssigen Straße und man stand im schmalen, langen Hof

vor den grauen Quadern, die das erste Ziel aller Palästinagäste waren.

Das erwartete große Urerleben stellte sich nicht gleich ein. Die grauen, wie durch kosende Hände glattgeplätteten und durch Tränen weichgewordenen Steine sprachen nicht so unmittelbar zu ihren Herzen, in diesem Lande und in dieser Stadt, die ganz aus Steinen und Mauern zu bestehen schienen. Mehr interessierten schon die menschlichen Ruinen, die in der Nische hockten und, in Lumpen gehüllt und mit Augen, die tief in den Höhlen saßen, die Hand nach einer „Nedawah" ausstreckten. Am meisten aber die hier versammelten Beter, die sie mählich doch mit hinrissen. Vom Minarett auf der Höhe am Ausgang der Sackgasse näselte ein Mann etwas herunter, was nicht zu dieser Gebetstätte gehörte. Kriegerisch bewehrt und gerüstet, standen zwei Polizisten und stellten mit kurzen Befehlen die Ordnung her, wenn sich die Menschen stauten und die eseltreibenden Araber gar zu nahe an die Reihe der Betenden herankamen. Ja, diese Betenden, sie gaben der Mauer die Farbe und das Leben.

Es war am frühen Nachmittag und es wurde Mincho gebetet, in mehreren Gruppen zur gleichen Zeit. Jeder suchte sich seinen Platz ganz vorne, um mit der Stirn, vielleicht auch mit dem Munde bei dem Gebete um Zion und Jerusalem

die kalten Steine zu berühren. Frau Ida wurde von einem langbärtigen Diener im Rabbigewand zurückverwiesen, da sie mit ihrem Manne vortreten wollte. Der Platz für die Frauen war unten.

Herr Wilde schloß sich einer Gebetversammlung an. Frau Ida bekam von Jemand eine Gebetstabelle in die Hand gedrückt, mit der sie nichts anzufangen wußte.

Als Herr Wilde, mit dem Gebete zuende, vorkam, um sie abzuholen, sah sie, daß er nasse Augen hatte, die er durch ein Witzwort, zu dem er sich, wie immer in solcher Situation, zwang, nicht trocken wischen konnte. Frau Ida hätte sich jetzt richtig ausweinen mögen und es hätte ihr wohl getan; allein einer von diesen grauen Steinen hatte sich in ihr Inneres geschlichen und drückte auf Herz und Auge, daß keine Tränen herauskamen . . . Hier konnte die nötige Entspannung nicht kommen. Sie brauchte Einsamkeit. Und in einer Aufwallung der Empfindungen umarmte sie Baruch, der vorher an der Seite des Vaters mit nicht mehr und nicht weniger Andacht als in einer Synagoge der Innenstadt gebetet hatte.

Schweigend gingen sie durch die alten düsteren Gassen zurück, bis zur Stelle, wo der Wagen ihrer harrte.

Eine Stunde später fuhren sie auf glatter Straße südwärts, die kristallklare Luft gab die

Sicht frei zu den in ihrer grauen Kahlheit grandiosen judäischen Bergen und hinunter bis ins Jordantal. Silbriges Wasser leuchtete auf, nicht größer und breiter, auch nicht schöner als ein Schwanenweiher in der Anlage der deutschen Heimatstadt. Aber hier war alles von besonderer Bedeutung, hatte alles seinen besonderen Namen. Die „Salomonischen Teiche", sagte der Führer. „Es wurde von hier aus das Wasser in die Stadt und den heiligen Tempel geleitet. Heilig war auch alles andere Wasser, wenn es dort in den Bereich der Heiligkeit kam. Es diente für die Tauchbäder der Priester, das Gußopfer am Laubhüttenfeste . . ."

Es waren Worte nur, wie sie so trocken in Reisebüchern standen, wie sie aus dem Munde der Führer an alten Stätten und Burgen kamen. Nur wenigen wurde mit ihnen der Glanz und die Heiligkeit vergangener jüdischer Zeiten vor Augen gezaubert. Herr Wilde forschte sachlich, wie tief und wie breit diese Gewässer sind und warum heute noch keiner die Salomonische Weisheit besitze, sie für die wasserarme Stadt ganz nutzbar zu machen.

Nun standen sie vor der würfelartigen Kuppelkapelle, die sie schon so oft auf Bildern, auch auf den Palästinamarken gesehen hatten, von der sie ein deutliches Bild im Herzen trugen, dem Rahelsgrabe. Sie traten durch ein kleines

Tor. Am Vorplatz auf einem Tische zitterten Lichtlein und Oellämpchen, daneben wurden Säckchen mit heiliger Erde, Schnitzereien und Ansichtskarten verkauft. Die ganze Mitte des Rundraumes drinnen war von einer hochgewölbten Säule voll eingekritzter Namen ausgefüllt, dem eigentlichen Grabsteine. Um den Stein herum standen oder lagen weinende und betende Menschen.

Was war denn das, was Frau Ida hier so gewaltig packte, daß der Alb, der an der Mauer auf ihr Herz drückte, sich löste und in Strömen dahinfloß!

Vielleicht die große Inschrift auf der Kuppel und das in den hier aufliegenden Gebettafeln immer wiederkehrende Wort: „Rachel mewake al boneho, Rahel weint um ihre Kinder!" Vielleicht weil von den weinenden Frauen um sie herum immer wieder wie ein Refrain der erschütternde Ruf an ihr Ohr drang: „Mein Kind!" „Meine Kinder!" „Mutter Rahel, laß mein Kind genesen", „Mutter, laß mich meine Kinder wieder sehen! . . ."

Frauen lagen neben ihr langgestreckt auf dem Boden, umklammerten den Stein und schluchzten lange Gebete, die in keinem Gebetbuche standen. Dichterisch wurden diese Frauen und Mütter aus dem Volke in der Wallung ihrer Gefühle, sprachschöpferisch in der Findung immer

neuer Worte, neuer Ausdrucksformen für das, was ihr Herz bewegte. In eine Welle, einen Wirbelsturm von Andacht hüben und drüben war die einfache deutsche Frau hineingeraten, und vor ihr die harten kalten, grauen Steine. Sie, der das Weinen erst so nahe stand, stand wieder stumm da. Es weinte in ihr. Sie wurde gewahr, daß höchste Empfindung keine Worte, größter Schmerz keine Tränen hatte. Von all den Fluten der Gebetworte rechts und links blieben nur zwei bei ihr haften: „Mein Kind!" Sie hatte nur dieses eine Gebet in der Seele, auf den Lippen. Wie betäubt zündete sie gleich allen ein Lichtlein an und stellte es in die Reihe der anderen.

„Wo ist der eigentliche Tempelplatz?" fragte Herr Wilde, als sie wieder in der Stadt waren.

„Was wir gesehen haben, sind Reste der Mauer um den Tempelberg, die zuletzt Herodes erbauen ließ," gab Baruch Auskunft. „Den Tempelberg selbst betreten wir nicht, ist uns untersagt."

„Von den Mohammedanern, den Türken?"

„Nein, die verwehren uns den Eintritt nicht, zeigen uns gegen einen Bakschisch willig alle ihre Heiligtümer, sogar den Altarstein hinter einem Gitter. Aber wir verzichten auf Eintritt und Anblick, weil wir, bevor es Zeit ist und solange wir die nötige Rüstung noch nicht

haben, unser Heiligtum nicht betreten sollen und wollen. Auch kennen wir die Grenzen nicht genau, um zu wissen, wo der Priesterraum, der für Nichtpriester gesperrt war, und wo das Allerheiligste, das auch der Hohepriester nur einmal im Jahr betreten durfte, sich befindet."

„Also sollten wir Jerusalem verlassen, ohne das Heiligste und Wichtigste, den Tempelplatz, gesehen zu haben?"

Nein. Sie bestiegen das Dach eines hohen Hauses der Altstadt, und ein herrliches Bild entrollte sich vor ihren Augen. Das gewaltige Haus mit der wundervoll leuchtenden Kuppel war der Felsendom und der ebenso schöne Riesenbau daneben die Aksamoschee. Minarett und Kuppel schillerten in der untergehenden Sonne und der ganze Platz war mit fließendem Gold übergossen. „Dort," erklärte Baruch, „stand einmal das Haus unseres Lebens, dort versammelte sich das Volk an den Wallfahrtsfesten und sang sein Hallelujah. Heute stehen wir unten, in der hohlen Gasse, wie verbannte Kinder vor der geschlossenen Türe des Vaters und weinen. Zuweilen aber besteigen wir die hohen Dächer und werfen einen Blick in des Vaters Haus, wo sich Fremde breitmachen. Denn seht, unter jener Riesenkuppel ist der Grundstein des heiligen Altares, Ausgang der Erdenschöpfung,

wie der Talmud sagt, hinter einem Gitter aufbewahrt . . . Danken wir Gott auch dafür. Vielleicht sind s i e dazu bestimmt, unsere Heiligtümer für die Zukunft zu hüten . . ."

Baruch, der sachliche und nüchterne junge Arbeiter, wurde poetisch in dieser Stellung, in dieser Stimmung, in Gesellschaft des Vaters, in der Nähe der Mutter, die ihre Hand von der seinen nicht ließ. Wieder K i n d und wieder Eltern, dachte Frau Ida. Verbannte Kinder klopfen an Vaters Türe, steigen in die Höhe, um zu Vater und Mutter flehend hinüberzuschauen. Alles lief auf dieses Bild zu, auf das Bild des Kindes, welches Vater und Mutter sucht . . . Wann werden sie suchen, wann werden sie kommen, eines von beiden wenigstens, das wohl noch am Leben ist? . . . „Meine Kinder!" schrie wieder aus ihr das Gebet an der Kothel, das Gebet des Steines an Rahels Grab . . .

Es war genug, ja zuviel der Eindrücke für diesen Tag. Sie sahen weder die Menschen, noch das wilde Getriebe, als sie schweigend durch die Menge am Jaffatore vorbeifuhren. Im Hotelzimmer fand Frau Ida endlich für ein paar Minuten die Einsamkeit für ihre Tränen und dann die ersehnte Entspannung.

XIV.

Sie sahen in den folgenden Tagen so vieles, daß es ihnen schwer fiel, all das Geschaute in die Welt ihrer Vorstellungen richtig „buchmäßig", wie Herr Wilde kaufmännisch sagte, einzureihen. Sie fuhren zwischen den blühenden Orangengärten des Scharon und stundenlang durch brennend ödes Wüstenland zwischen Karst und weißem Kalk auf den rissigen weglosen Höhen bis zu den wogenden Feldern des Emek. Sie sahen Araber am Wege arbeiten und bärtige Juden, rocklos, mit zu Boden schleifenden Zizithfäden hinter der Pflugschar hergehen. Es war das Land der schärfsten Gegensätze. Eine wundervolle Märchenstadt lag am See wie ein heißer Kessel vierhundert Meter unter dem Meeresspiegel, und wenige Stunden von ihr entfernt schaute eine andere uralte Stadt malerisch von einem Vierhundertmeterhügel (über dem Meere) herunter. Von der Höhe in Nazareth läuteten die Glocken ins jüdische Emek hinab, vom heißen Tale des Kinereth sah man zur Schneehaube des Hermon hinauf; und fuhr man bei Jerusalem

den Oelberg hinunter, starrte einem das tote Auge des Salzmeeres aus der Tiefe entgegen, als könnte man mit der Hand danach greifen, und man hatte doch mehrere Stunden bis dahin zu fahren. Parkumgebene Villen mit reichem Blumenschmuck auf den dem blauen Meere zugewandten geschwungenen Balkonen an den Hängen des Karmel versetzten sie an die Riviera und düstere fensterlose Lehmkaten an der Straße, in denen Mensch und Tier zusammen hausten, führten sie in die Uranfänge menschlicher Daseinsformen zurück. In den alten Städten wurde viel gebetet — und auch gebettelt. In den Kolonien und Kwuzoth wurde viel gearbeitet und gar nicht gebetet . . . Dort wurden sie von aufrechten, selbstbewußten jungen Menschen freundlich, aber reserviert empfangen. Bezahlung für gereichte Bewirtung wurde stolz zurückgewiesen. Gehoben und getragen wurden sie von einer verzückt schreienden und weinenden Frömmigkeit in Synagogen zu Jerusalem, Tiberias und Safed, und sie weilten wiederum in einer Kewuzah, in der man sie voll Stolz ins „Beth Am" zu einer Beethoven'schen Symphonie führte, während es an Bethaus und Koscherküche fehlte.

Herr Wilde stellte in der Folge fest, daß der Weg von Jerusalem nach Tel Awiw viel weiter war als der von Berlin oder Frankfurt nach der jüdischen Stadt . . .

Sie trafen Juden in Meah Shearim zu Jerusalem, die den alten Kopf unter dem runden Samthute schüttelten, wenn man von Tel Awiw sprach. Und sie sprachen junge Menschen, die schon seit Jahren im Lande arbeiteten und die alten Mauern von Jerusalem noch nicht gesehen hatten. Sie interessierten nur Bausteine, keine Ruinen . . .

Gab es keinen Weg vom Alten zum Neuen; keine Pfeiler und Ziegel, die Kluft zu überbrücken, in diesem Lande der Steine, der Röhren und des Beton? grübelte Herr Wilde, wenn in schlaflosen Nachtstunden die Eindrücke chaotisch auf ihn einstürmten.

Einige Ansätze waren da, ein paar Dutzend Baruchs, aber zu wenig und kaum mit einander in Fühlung. Aeltere Leute mit dem Glauben im Herzen — nicht allein dem an Palästina — gab es auch in der Stadt in großer Zahl. Aber man sah sie nicht, sie traten nicht in Erscheinung. Ohne Verbindung miteinander standen diese Menschen als Masse von Einzelnen da. Jeder bestellte sein Haus, indes die Jungen und die Arbeiter in Stadt und Land, bei allem inneren Hader, vereint am gemeinsamen Hause arbeiteten.

Norbert Wilde, der deutsche Jude, der, getrieben von äußeren und inneren Wandlungen,

Judentum suchte und auf seine Art auch schon fand, stand hier im alten heiligen Lande einem Neuen, einem Fremden gegenüber. Er war jetzt noch kein religiöser Eiferer, aber er verstand einfach den neuen Geist nicht.

Sein Gestern und Heute schieden sich voneinander, wie sich Eigenes von Fremdem sondert. Er stand auf fremdem Boden gestern und wußte es selber nicht, und glaubte heute, sein Eigenes zu besitzen. Menschen, die auf Eigenboden in jedem Sinne, Fremdes verpflanzten, verstand er nicht. Es gab daheim unjüdische Menschen, deren jeder seinen eigenen Weg ging. Unjüdisches als K o l l e k t i v b e g r i f f, aus Prinzip und Anschauung, sogar aus „jüdischer" Anschauung, wollte ihm nicht in den Kopf. Man war Jude oder war es nicht, man konnte doch aber nicht mit fanatischem Eifer nach dem jüdischen Ganzen streben, und dann dieses Ganze außerhalb der jüdischen Sphäre stellen . . . Sein in deutschen Lehranstalten geschultes Gehirn begriff all die Dinge nicht, sein an breiten, geraden, übersichtlichen europäischen Straßen orientiertes Auge konnte die feinen Nuancierungen im jüdischen Parteileben dieses altneuen Landes nicht erfassen.

Und wenn er es in den Kwuzoth den Jungen ohne jegliche Schärfe klarzumachen suchte, verstanden sie i h n nicht.

Mit Baruch und seinen Freunden verstand er sich in diesem Punkte sehr wohl. Hier war ja die Fläche, wo sie das Gegengewicht, den Ausgleich mit noch sehr schwachen Kräften zu schaffen suchten. Aber in manchem verstand er auch diese nicht. Konnte es denn höchstes Lebensziel sein, in Baracken auf Stroh zu schlafen und bei schwerer Arbeit von Kartoffeln und Rüben zu leben? Er war noch zu sehr ein Kind der Zeit, in der jeder schulentwachsene Junge und jeder höhere Schüler nach dem Höchsten strebte, dem Katheder oder dem Chefsessel einer Weltfirma. Nicht immer wurde diesem Streben Erfüllung, selten wurde der Ehrgeiz ganz befriedigt. Entbehrungen und Enttäuschungen gab es auch. Man nahm sie aber als Entbehrung und Enttäuschung und machte daraus keinen Kult, keine neue Lebensform. Man schaffte und schuftete auch mitunter, aber man tat es nicht mit dem stolzen Ueberbewußtsein, mit dem heute die Jungen all das Schwere auf sich nehmen. Aus jenem Streben und Ehrgeiz wurde auch starke Initiative geboren, stiegen vereinzelt auch Persönlichkeiten hervor. „Arbeit und auch Armut schändeten nicht," das wußte und sagte man schon vor vierzig Jahren. Aber den S t o l z der Armut zu verstehen, dafür war er wohl, wie er einsah, zu alt, zu sehr das Produkt einer anderen Welt.

Auch Herr J a c k s o n , ein gutgepflegter älterer Herr mit grauem Spitzbarte, mit dem Herr Wilde wiederholt auf der Karmelhöhe zusammentraf und ins Gespräch kam, verstand das alles nicht. Noch e i n D u t z e n d T e l A w i w s wünschte und erwartete er. Herr Jackson war nämlich kein Deutscher, wie Herr Wilde erst meinte, sondern er kam aus A m e r i k a. Im übrigen, meinte Mister Jackson, sei alles Gerede und Getue der Jungen wie der Alten belanglos, Begleitmusik — nicht ohne störende Nebengeräusche — großen Werdens. Das Wesentliche und Wichtigste sei, daß die alte Mutter Zion, die in all den Jahrhunderten von unseren Liebesgaben lebte, heute ihre helfenden Arme ausbreite und statt von ihren Kindern etwas zu verlangen, sie aufnehme, ihnen Brot und Dach und auch die innere Ruhe, die der Jude nirgends in der Welt finden kann, so gebe, wie es eben nur eine Mutter ihren Kindern geben könne . . .

Herr Jackson konstatierte das ganz sachlich, rechnerisch und amerikanisch.

Herr Wlide machte aber einige Einwendungen, einige Vorbehalte. Nicht alles, was er im Lande sah und erlebte, paßte in dieses Bild. Die vielen öden Steine und die vielen ausgestreckten Hände . . . Für die aufblühenden Niederlassungen im neuen Jischuw konnte es schon stimmen, aber die Unzähligen in ihren Armeleutstuben

und ihren engen Lehrhäusern in den alten Städten und Gassen? . . . Und dann die Araber! . . .

Herr Jackson hatte die Antwort bereit:

„Glauben Sie mir, mein Herr, alles lauter Bausteine, was Sie heute als Steine des Anstoßes ansehen. Die Ruinen und der graue Karst auf den kahlen Bergen bieten heute schon vorzügliches Baumaterial. Die Menschen bringen andere hervor, die nicht mehr die Hand um Almosen ausstrecken, sondern sie der ehrlichen Arbeit weihen. Eine Araberfrage gibt es natürlich auch. Die Gefahr ist nicht akut, solange die Engländer ihre Tanks durch die Straßen spazieren fahren . . . Und zieht einmal England seine Hand von Palästina zurück, dann sind inzwischen so viele Juden im Lande, daß . . ."

„Daß sie majorisiert sind?"

„Nein, daß sie — die Araber — einsehen, daß es am besten sei, sich freundnachbarlich zu vertragen und gemeinsam am Aufblühen des Landes zu arbeiten."

„Sie sind Amerikaner, Mister Jackson, das heißt Optimist."

„Nein," wehrte Jackson ab, „nicht Amerika, Palästina machte mich zum Optimisten."

Und Mister Jackson erzählte in kurzen Worten, fast ohne persönliche Note, wie er ins Land kam.

Er war in New York ein kleiner Bankier. Was man so in Amerika klein nennt, denn ein paar hunderttausend Dollar waren schließlich beisammen, als Bankkapital und in Industrieunternehmen investiert. Den Jungen genügte das nicht, sie waren amerikanische Kinder und konnten nicht hoch genug hinauf. Er mußte oft wehren, daß sie nicht alles auf eine Karte setzten. Damals schloß er sich mit seiner Frau einer Palästinareisegesellschaft an. Er blieb ein paar Wochen im Lande, es befand sich mitten im wilden Aufbaufieber, so um 1926 herum. Rührige und redegewandte Agenten in Tel Awiw — die Stadt hatte damals ungefähr 25 bis 30.000 Einwohner — machten sich an ihn heran und boten ihm eine Orangenplantage, einen „Pardes" in der Nähe der Stadt zum Kaufe an. Eine Goldgrube, behaupteten die Makler, ein Spekulationsobjekt ersten Ranges bei dem rapiden Anwachsen der Stadt und der Bodenpreise in ihrer Umgegend. Er wehrte ab, er stemmte sich dagegen auf, die Leute ließen nicht locker und verfolgten ihn auf Schritt und Tritt wie sein eigener Schatten und bekamen es mit Hilfe seiner Frau fertig, ihn zu überreden. Für 5000 Dollar (den 100.000 Dollarplan wies er zurück) erwarb er einen kleinen „Pardes", den er nicht einmal gesehen hatte. Er wollte zu Hause den Betrag als „Spende für das heilige Land" buchen.

Als er mit seiner Frau nach Amerika heimkehrte, waren die Jungen inzwischen ganz hochgestiegen. Sie hatten ja freie Hand. Dann kam die Krise und der Sturz war um so entsetzlicher, als er von großer Höhe erfolgte. Ueber Nacht kam es. Er hatte keine Bank mehr, auch auf der Börse nichts zu suchen und Aktienbündel, mit denen man den Ofen heizen konnte. Er blätterte in seinen Geschäftsbüchern, die fast nur noch historische Memoiren für ihn waren. Eine Spende von 5000 Dollar für Geländekauf in Palästina stand darin. Er erinnerte sich, von Zeit zu Zeit auch Zuschriften, so etwas wie Abrechnungen, von Palästina im Zusammenhang mit diesem „Geschäft" bekommen zu haben, es waren ja fünf Jahre verstrichen. „Neue Schnorrereien," dachte er immer und warf sie ungeprüft, zumeist sogar ungelesen, zu den anderen in den Papierkorb. Nun aber, meinte die Frau, die eine andere Vorstellung von Palästina hatte, sollte man doch einmal anfragen, was aus dem „Pardeß" geworden sei. Es kam Antwort von der Gesellschaft, die das Gelände in Pflege genommen hatte. Das Land trage jetzt Früchte genug, um eine kleine Familie zu ernähren. Aber etwas Besseres sei herauszuholen. Bei der unheimlichen Entwicklung der Stadt sei der Garten von Häusern überholt, er stehe schon fast mitten im Zentrum und werde sogar als Verkehrshindernis empfun-

den. Als Baugrund sei eine ganz große Summe zu erzielen. Was nun geschehen solle?

Da packte Mister Jackson mit seiner Frau auf und sie fuhren — diesmal nicht im Luxusdampfer — nach Palästina hinüber. Die Jungen sollten selber sehen, wie sie fertig werden. Es sei in Amerika nicht üblich, daß sich die Alten Sorgen um die Jungen machten. Und so wären sie jetzt hier in Haifa, seit fünf Jahren schon . . .

„Und das Land, der Pardes?"

„Er trug gute Früchte, aber es lag mir nicht, man kann nicht, wenn man die Fünfzig überschritten, plötzlich den Kurszettel aus der Hand legen und nach Hacke und Spaten greifen. Gut, sehr gut verkauft. Hätte ich damals mein ganzes Vermögen in das mir angebotene Gelände gesteckt . . . Nun, es reicht auch so, habe eine kleine Bank, gewissermaßen aus lieber Gewohnheit und um den Tag auszufüllen, im neuen jüdischen Viertel von Haifa. Sie steht da unten nach dem Hafenbau auf gutem Boden und hätte sogar gewisse Aufgaben zu lösen. Nun sage noch Jemand, sie hätten nicht die Rollen getauscht, die früher bettelnde alte Mutter und die spendenden Kinder . . ."

„Aber," pustete Herr Jackson mühsam nach einer Pause, „ich bin kein Jüngling mehr und auch tüchtig abgekämpft in der amerikanischen Tretmühle. Die Jungen wollen nicht hierher.

Meine Frau aber kränkelt und soll zu den warmen Quellen nach Tiberias. Haben uns dort bereits ein niedliches Häuschen angesehen. Hätte ich nur den richtigen Mann, der das Geschäft unten, — als Teilhaber oder alleiniger Besitzer — übernähme. Es wäre allen gedient: uns, dem Mann und nicht zuletzt der neuen Schechuna unten, dem Lande . . ."

Herr Jackson machte ihm kein Angebot, auch nicht die leiseste Anspielung nach dieser Richtung. Aber die Worte schlichen sich in Wildes Herz, er wurde sie nicht los.

Zuerst aber gab es noch mancherlei zu sehen und zu prüfen. Am siebenten Tage nach ihrer Landung waren sie endlich in der kleinen Niederlassung, die die Heimat Baruchs war.

XV.

Was sie in der Niederlassung sahen, war nicht viel. Auf flachem schwarzem Boden standen in Reih und Glied fünf lange leichte Holzbaracken, hier „Zrifim" genannt, nebeneinander. Eine noch größere Baracke stand als Gerippe da und war erst im Bau begriffen. Den Zrifim gegenüber waren in langer Reihe nach oben zugespitzte Zelte aus Segeltuch gespannt, die sich von den Zelten der Beduinen nur durch ihre hellere Farbe auszeichneten. Eine Kuh kaute bedächtig an der Krippe und zwei kleine Maulesel zogen langsam an einem mit Futter vollgefüllten zweirädrigen Karren. Ein großer leerer Leiterwagen stand da und wartete seiner Verwendung. Auf dem Boden lagen Holzstücke und Steine herum, auch lange Röhren, die auf emsige Bauarbeit hinwiesen. Den freien Platz zwischen „Zrif" und Zelt nahm eine Bohrmaschine ein, die tief in der Erde steckte, ohne zu bohren. Es war hier alles im Werden. Aber wo waren die Menschen, die dieses ins Werk gesetzt hatten, um es wieder im

Stiche zu lassen? Das Ganze erinnerte an ein in panischer Eile geräumtes Heereslager.

Baruch, der sobald er seinen Bereich betreten hatte, den Arbeitskittel anzog und sich am Eselgespanne zu schaffen machte, erklärte:

„Wir sind unserer dreißig, darunter sechs Ehepaare, und auch einige Chaweroth. Alle gehen auf Arbeit in die nahen Kolonien. Von sechse morgens bis zwei Uhr nachmittag. Dann erst beginnt die Arbeit auf dem eigenen Boden. Wir sind am Anfang, haben kein Geld und nicht Boden genug, um aus eigenem zu leben. Was aber hier schon da ist, haben wir mit eigenen Händen errichtet. Die Holzbaracken für die Familien, die Zelte für uns selbst, die noch winzigen Orangen- und Oelbäume, den Gemüsegarten. Wir sind noch mitten im Bauen und Bohren. Ihr werdet es sehen, wenn erst nachmittag die Leute von der Arbeit zurück sind und unser Eigenheim aus dem Schlafe erwacht."

Aus dem letzten Zelte kam fröhliches Lachen, eine Mädchenstimme sang abgehackte hebräische Worte und warf dazwischen deutsche Brocken. Drei junge Mädchen saßen an einem offenen Kamin, eines schnitt Rüben in einen Trog, wohl das Menu für Kuh und Esel, ein anderes rührte emsig in einem riesigen brodelnden Topfe umher, das Mahl für die Chawerim. Ein Mädchen aber mit dem bunten Tuche um den Kopf sprang auf

und ließ sein Nähzeug fallen, als es der Wildes gewahr wurde. „Na, endlich!" jubelte Hanna, „schon acht Tage im Lande und man bekommt Sie nicht zu sehen. Nun willkommen in der Heimat!"

Frau Ida umarmte in plötzlicher Gefühlsaufwallung Hanna und küßte sie ab. Wie eine Feldblume voll Duft und Frische stand das braune Mädel da.

„Hat sich nicht viel verändert," konstatierte Herr Wilde wohlwollend. „Hat auch hier das Kommando und das erste Wort und tyrannisiert das Haus, wie damals bei uns vor dem Feste . . ."

„War diesmal sogar sehr garstig," schmollte Baruch.

„Da seht mir doch einmal den Jungen an," wies ihn Hanna mütterlich zurecht. „Wollte, daß ich mit ihm zum Empfange nach Jaffa fahre. Sollte meine Hühner und meine Kinder, alles im Stich lassen und mit ihm an den Hafen fahren, nun ist er böse, der Kindskopf . . ."

„Die Kinder? . . ." wunderte sich Herr Wilde.

„Natürlich die Kinder," lachte Hanna. „Bin zwar noch nicht zu dem Holzpalast der Ehepaare aufgerückt — obwohl das bei uns sehr rasch geht — und gehöre noch ins weiße, spitze Mädchenzelt. Aber meine Kinder habe ich dennoch. Bei uns geht nämlich alles auf Arbeit, auch die verheirateten Frauen. Wer soll sich dann ihrer Kin-

der annehmen, wenn nicht ich? Werde Ihnen bald unser Halbdutzend Krausköpfe vorführen und Sie werden sehen, was unser „Tozereth Haarez", unser Landesgewächs, wert ist."

Man hörte sie schon von der Ferne daher taumeln und „Doda" jubeln. Mit blanken Augen, ohne Scheu musterten sie die Fremden, dann waren ihrer drei verschwunden. Man entdeckte sie nach einigem Suchen auf dem Dach des Autos, von wo sie sich die Situation vergnügt ansahen.

Um die Mittagszeit kamen die Arbeiter und einige Arbeiterinnen angerückt, hemdsärmelig, jung und frohgemut, Rechen und Hacke auf der starken Schulter. Sie warfen wie auf Kommando das Gerät ab und lagerten sich vor dem ersten Zelte unweit des offenen Kamins. „Baruch habba!" begrüßten sie den Kameraden doppelsinnig. Baruch ist da und „Gesegnet dein Kommen!" Ein freundliches dreißigstimmiges „Schalom!" tönte Herrn und Frau Wilde entgegen. Hanna brachte auf einem Brette Brotscheiben, eine ganze Batterie, eines der Mädchen hielt den Krug an der Pumpe, die ihr Naß nur tropfenweise hergab. „Wasser zum Händewaschen haben wir jetzt schon reichlich, Trinkwasser kommt auch noch. En Dawar! macht nichts!" scherzte einer.

Es gab eine dicke Erbsensuppe und weiße, weiche Weizenbrotscheiben dazu. Erkleckliche Portionen Rübengemüse, selbstgezogen. Aus der

Kolonie hatten sie kürbisgroße Orangen, Bananen und frische Feigen mitgebracht und man teilte brüderlich. An eingelegten schwarzen Oliven hatte die Küche Hannas großen Vorrat, und manche waren schon „eingeboren" genug, um sie als Vorspeise und Dessert zu verzehren. Hanna hatte zum Schlusse eine Ueberraschung, den Gästen zu Ehren: einen Riesenpudding wie damals auf der Hachscharafarm in der Rhön. Nach einigem Sträubem streckte sich Herr Wilde zu den Arbeitern auf dem Boden hin und griff tüchtig zu. Frau Ida saß neben Hanna und fühlte mit steigendem Behagen, wie sie in diesen Bann von Jugend, Kraft und Freude immer mehr hineingezaubert wurde.

Zum erstenmal verstand Herr Wilde das Tischgebet in seinem tieferen Sinne, als die Worte im großen Sprech- und Singchore ertönten: „Gelobt, der da speiset die ganze Welt mit seiner Güte . . . Und dank seiner großen Huld hat es uns an nichs gefehlt und wird uns nie an Nahrung fehlen . . . immerdar . . . Wir danken Dir, Gott, unserem Gotte, daß Du unseren Vätern ein so lieblich und geräumig Land geschenkt hast . . ."

Die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit dieser jungen Menschen, die zur Mutter Erde und Mutter Zion gefunden hatten, so empfand Herr Wilde, spiegelten sich selbst in ihrer Andacht wider. Sie sprachen mit ihrem Gotte wie ein Kind zu

seinem Vater, so aus klarem, tiefem Herzen heraus. Frischer Erdgeruch haftete auch ihrem Gebete an.

Eine halbe Stunde lagerten die jungen Menschen nach dem gemeinsamen Gebete nebeneinander und schauten in den klaren Himmel, umstrahlt von einer warmen, nicht allzuheißen Mittagssonne, umsungen von Vögeln in den jungen Bäumen, umsummt von farbigen Käfern in der klaren Luft. Helles Lachen erfüllte die Flur. Eine halbe Stunde nur, keine Minute länger. Dann erhoben sie sich alle auf einmal, und mit ihnen schien ein ganzes Heer von Heinzelmännchen aus Traum und Bann mit großem Geräusche zu erwachen. Ein Laufen, Schreien und Schaffen hub an, ein Hämmern und Hobeln, ein Rattern und Klopfen, als arbeiteten geheime Geister emsig am Werke, um allerlei wundersame Dinge aus toter Erde zu zaubern. Die Maulesel am vollbeladenen Wagen wieherten und zogen kräftig an. An der Baustelle wurde es lebendig und auf dem Gerüste zwischen Balken und Brettern bewegten sich wie Kobolde die Jungen mit ihren Steinen und Stangen. Baruch, der schon wieder ganz eingereiht war, saß auf dem Boden mit anderen zwei Kameraden und holte weit mit dem Hammer aus, um junge Pflanzen einzusetzen. Ein Anderer schlich gebückt durch die langen Beete des Gemüsegartens, um die reifen oder welken Blätter

von dem jungen Nachwuchs zu sondern und ungerufenen wild hochschießenden Gräsern den Garaus zu machen. Vier kräftige Arme trugen Leitungsröhren, um sie an richtiger Stelle in den Boden zu senken. Die Bohrmaschine bekam Leben und drehte sich in der Runde, von vier geübten Händen in Bewegung gehalten. Brrr! Tiefer, tiefer, tiefer! Ein Sangesfroher unter der Schar kam auf den Gedanken, dabei das „Majim", das Lied vom Wasser aus dem Gebete des Schlußfestes anzustimmen, als könnte dieses Zauberwort das vielersehnte Naß aus der Tiefe locken. Von den anderen Arbeitsstätten fielen sie in den Gesang kräftig ein.

Im Stalle die Kuh heischte mit dumpfem „Muh" gebieterisch ihre fällige Mahlzeit, und zwischen den Zelten umringte das Hühnervolk Hanna, die ihm aus hochgehobener und gesackter Schürze die Körner hinstreute.

So ging es in ununterbrochener emsiger Arbeit fort. Bis gegen Abend wie auf stummes Kommando Rechen, Spaten und Hacke zu Boden fielen, der Bau, sichtlich gewachsen, wieder zum leblosen Skelett wurde. In einem der Zrifim standen die Regale voller Bücher und Folianten. Dort fanden sich jetzt die jungen Leute mit Sonnenuntergang bei gemeinsamem Lernen und Beten. Die sechs Familien zogen sich in ihre Gemächer zurück, die Jüngeren sammelten sich um

den Tisch im gleichen Zrif zum gemeinsamen Mahle. Eine volle Stunde rauschte noch die Freude im hellen, breiten Strome durch die Niederlassung, bis die Jungen ihre Lager in den Zelten aufsuchten.

Herr und Frau Wilde begaben sich nun im Auto nach der nächstliegenden größeren Ortschaft, um dort zu übernachten. Baruch war nicht zu bewegen, mitzufahren. Sein Urlaub war beendet, er gehörte nun bei Tag der Arbeit und nachts ins Zelt der Kameraden.

Schon frühzeitig kamen sie am anderen Tage wieder in den Kibbuz, und noch einmal und noch einmal, so mehrere Tage lang. Der Tagesablauf war in diesem kleinen Reiche stets der gleiche, aber sie, die Alten, wurden mit jedem Tage, mit jeder Stunde empfänglicher für dieses harte und naturfrohe Leben. Frau Ida äußerte den Wunsch, auch nachts bei Hanna zu bleiben, wogegen sich aber Hanna selbst sträubte. Frau Wilde brauchte ihre Erholung und ihre volle Nachtruhe, und die „Bande", die Hühner, wie die Esel, wie die Jungen, gäben schon morgens um fünfe keine Ruhe mehr . . .

„Jetzt sagt einmal, Jungens," meinte Herr Wilde bei einer letzten Aussprache vor dem Abschied ganz sachlich und geschäftsmäßig, „wie denkt ihr eigentlich über eure Zukunft. Wollt ihr etwa ein neues Tel Awiw hier errichten?"

„Nein, das nicht!" Zwi Karmi, ein schlanker, sehniger junger Mensch mit den fanatischen Augen eines Missionars, der besessen ist von seiner Idee, war es, der sich ins Gespräch mischte und diese entschiedene Antwort gab. Karmi war eines der älteren Mitglieder, obwohl auch noch sehr jung, schon verheiratet, und hatte neben Baruch die Leitung, vor allem die geistige Führung in diesem kleinen Reiche.

„Nein, nein!" lehnte er entschieden ab, „kein neues Tel Awiw wollen wir, aber vielleicht ein neues Rechowoth und Gederah, zumindest ein jüdisches Deganjah. Dazu fehlt uns aber leider zur Zeit die Hauptsache . . ."

„Das Geld?"

„Nein, oder was vielleicht auf das Gleiche hinauskommt, der Boden. Wir können uns nicht ausbreiten und die Nahrung noch nicht aus eigener Erde ziehen, und so lange dieses nicht ist, kann unsere Verwurzelung in der Scholle, die wir über alles lieben, noch nicht vollkommen sein."

Karmi, einer der Gründer, gab weiter leidenschaftlich und dennoch klar Auskunft über die kurze Geschichte und die Zukunftspläne oder Zukunftssorgen der kleinen Siedlung.

„Wir waren vor knapp zwei Jahren unserer sechs, sechs junge Menschen aus Deutschland, mit keinem anderen Kapital als dem unserer

Muskeln und unserer frohen Hoffnung, heute zählen wir über dreißig Chawerim, sechs Ehepaare. Wir haben alle Leiden und Prüfungen des Siedlers auf uns genommen, alle Freuden und Enttäuschungen der Urbarmachung öden Bodens ausgekostet, auch einmal den Platz gewechselt, als man uns den ersten leihweise überlassenen Wohnsitz kündigte. Es fehlte auch nicht an Krankheiten infolge des ungewohnten Klimas und der ungewohnten Arbeit. Wir haben, so glaube ich, die Kinderkrankheiten hinter uns, des Bodens wie der Menschen. Gehungert haben wir nicht, es gab immer Arbeit und Verdienst genug, daß wir uns satt essen konnten. Aber es ist Arbeit auf fremdem Boden, jeden Tag widerruflich, wenn andere Umstände eintreten. Wir leben für den Tag, von der Hand in den Mund, und können zunächst für unsere Zukunft nichts tun. Hörte eines Tages die Arbeit in der Nachbarkolonie auf, wir müßten hier den Platz räumen und alle begonnene Arbeit im Stiche lassen. Wir haben aber sechs kleine Familien unter uns, die sich vermehren, und Andere denken ebenfalls an Familiengründung. Wir brauchen Boden, Boden, Boden, eigene Erde, die uns nährt und noch ein Uebriges für den Markt abwirft."

War eigentlich dieses Experiment nötig in einer Gegend, die so reich an Siedlungen war, wo sich Kwuzah an Kwuzah reihte, lag es Herrn

Wilde auf der Zunge. Aber er hielt zurück. Sie hatten im Lande genug gesehen, um zu erkennen, daß hier etwas ganz Neues entstand, etwa das, was er die Brücke vom alten zum neuen Jischuw nannte; was er, der sich spät heimgefunden hatte, hier zwischen Ruinen und Aufbau suchte und nicht fand. Gewiß, er sah schönere Siedlungen in voller Blüte, wo der Arbeitsdienst wie ein Militärdienst nach Kommando und Reglement geleistet wurde, wo die Mütter kaum ihre Kinder kannten, weil diese schon in den ersten Tagen nach ihrer Geburt im Kinderhause in den Schutz der Ganeneth kamen. Hier war bei aller Kollektivierung die persönliche Note noch nicht verwischt. Die Familie löste sich nicht ins Kollektiv auf, sondern war im Gegenteil die gastliche warme Heimstätte für die Ledigen. Mit welchem Fleiße sie hier in den freien Stunden alle an dem Hause arbeiteten, das ihr Gotteshaus werden sollte! Im Emek — nicht überall — gab es junge Menschen, intelligent, fleißig, sympathisch und ebenso von ihren Ideen und Ideologien getragen und getrieben wie diese jungen Leute, die aber am Sabbat ihren Garten und ihr eigenes Feldstück bearbeiteten, — weil sie die Woche über anderswo in Lohnarbeit gingen. Hier, so ließ er sich erzählen, wurde der Sabbat von Abend bis Abend in einer Weihe und gehobenen Geselligkeit begangen, daß viele aus der Stadt am Freitag her-

kamen, um Teil zu haben an einem Paradiese auf Erden . . . Also war es etwas Neues oder richtiger, etwas ganz Altes, aus urbiblischer Zeit, was hier schon war und täglich wuchs. Aber eine andere Frage konnte er nicht unterdrücken:

„Wäre es nicht Sache der thoratreuen Menschen hier und in Europa, euch zu dem nötigen Boden zu verhelfen?"

„Die organisierte Orthodoxie," gab Karmi zurück, „sagen wir deutlich, die Agudas Jisroel, hat in ihrer der Palästinaarbeit gewidmeten Abteilung ihr Möglichstes getan. Dieser große Zrif in der Mitte ist ihr Geschenk, wir konnten darin einen Wohnraum für drei Familien einrichten. Auch etwas Boden bekamen wir. Allein die Arbeit unserer Freunde hat leider ihre Grenze in der Gleichgültigkeit der frommen Massen, die noch nicht begriffen haben, welche Aufgabe für sie selbst und ihre Kinder die ersten Pioniere hier zu lösen haben."

Karmi sprach es ohne Selbstgefälligkeit und Ueberheblichkeit. Eine leidenschaftliche Anklage, aber mit der Zuversicht eines Menschen, der bei aller Bitterkeit weiß: „Und wir werden es dennoch packen! . . ."

„Ist überhaupt geeigneter Boden in der Nähe vorhanden?" Herr Wilde, der Kaufmann und Bankier, wollte sich nicht in Allgemeinheiten verlieren, wollte der Sache auf den Grund gehen.

„Boden in Hülle und Fülle," berichtete nun auch Baruch. „Wo gestern unsere Pflugschar halt machte und der schwarze Boden, brach mit dem vielen Geröll darauf, beginnt, ist arabischer Besitz. Der Scheich wartet nur darauf, daß wir ihm ein Angebot machen."

„Und er wird die Konjunktur weidlich ausnutzen," meinte Herr Wilde.

„Der Boden ist teuer, aber noch nicht zu teuer," wußte Karmi, der längst seine Fühler ausgestreckt hatte, Bescheid. „Man kann hier in der Gegend immerhin noch fünf Dunam um einen Preis kaufen, den man im Scharon in der Gegend von Tel Awiw für einen Dunam braucht. Die Herren lassen auch mit sich reden."

Allerlei ging Herrn Wilde durch den Kopf, hundert Pläne, die hier im Lande an ihn herangetreten waren. Auch der gut gepflegte Mister Jackson auf dem Hange des Karmel stand ihm lebhaft vor Augen.

„Und wie wäre es," fragte er, „wenn ein Unternehmer hier einen größeren Komplex erwerben und euch zur Bearbeitung überlassen wollte? Ich meine so ganz geschäftsmäßig, als Kapitalanlage."

„Wir könnten," erwiderte Karmi, „unter günstigen Bedingungen alles zurückbezahlen, nach und nach, je nach Maßgabe der Ernte, soweit möglich. Aber nie und nimmer dürfte sich ein solcher Unternehmer einreden, daß er uns,

wenn es einmal schief ginge, vom Boden vertreiben könnte. Nie und nimmer werden wir uns von der Scholle trennen, die wir einmal mit unserem Schweiß urbar gemacht haben. Der Boden müßte vom ersten Augenblick an als unser Eigentum angesehen werden."

„Ihr seid wenigstens ehrlich, Jungens, ein Spekulationsobjekt bietet ihr nicht". Von der Illusion Mister Jacksons, daß Mutter Zion mit vollen Händen einem hundertfach zurückgibt, was man ihr gespendet hat, war man hier wenigstens gründlich befreit.

„Nein," hakten die Jungen stolz ein, „von Spekulationen wollen wir nichts wissen; weder wollen wir selbst spekulieren, noch Objekt der Spekulation sein."

„Also wollt ihr, wenn ich euch recht verstehe, eine Kolonie geschenkt bekommen."

„Die wird uns keiner schenken," lachte Karmi. „Die hier im Lande etwas zu schenken haben, kennen uns nicht. Und es ist gut so, es ist unser höchster Stolz, daß wir den offiziellen Organisationen nichts zu danken haben, daß wir ganz frei und selbständig uns entfalten können. Aber Verständnis und Anerkennung, natürlich auch Hilfe erwarten wir von denen, die wie wir der Welt zeigen wollen, daß man Israels Land auch mit Israels Thora, mit dem Sabbat, mit all den Gesetzen, die für den jüdischen Land-

mann gelten, aufbauen kann. Wir sind klein und winzig, aber heute schon Keimzelle für diesen Kernpunkt des jüdischen Heimes. Es müßten noch viele, viele zu uns kommen, und es sind deren genug, die kommen wollen. Wir brauchen Boden, ohne Boden keine Zukunft."

Herr Wilde verstand jetzt erst, was es mit dem Bodenhunger, von dem man in letzterer Zeit so oft zu hören bekam, auf sich hatte. Er beschloß innerlich, für mindestens fünfzig Dunam aus Eigenem und mit Hilfe der Freunde in Deutschland aufkommen zu können. Nur mußte er als Kaufmann mit Vorsicht vorgehen. Es durften den jungen Menschen nicht vorzeitig Illusionen gemacht und den arabischen Bodenbesitzern kein Anreiz zu Preistreibereien geboten werden. Aber er beschloß und er teilte es ihnen auch in der gegebenen Form mit, über die Sache ernstlich nachzudenken und mit den erfahrenen Stellen darüber zu verhandeln. — — —

Inzwischen gab es noch einiges zu sehen im Lande vor ihrer Rückfahrt. Purim wollten sie in Tel Awiw verleben, vorher aber auch den Süden Palästinas, die Wüste Judäas, von deren grandiosen Oeden man so viel gehört hatte, noch besichtigen. Baruch war unter keinen Umständen dazu zu bewegen, nach Tel Awiw zu fahren. Auch von den Anderen hatte keiner Lust, die Arbeitsstätte zu verlassen.

„Diese Festlichkeiten," sagte der erfahrene Karmi, „sind nichts für uns. Die Tel Awiwer selbst — im Grunde arbeitet auch Tel Awiw auf seine Art emsig — glauben nicht an sie. Sie sind mehr Attraktion für die Fremden. Wir sind aber einheimisch und Pioniere der Arbeit."

Die Aussicht auf einen baldigen, wenn auch bescheidenen Bodenerwerb war ihnen für die Stunde das größte Fest.

XVI.

Von der Gegend des Toten Meeres her, durch die Wüste Judäas, fuhren sie jetzt in den Abend, in die schnell, fast unvermittelt von den Bergen herabfallende Nacht hinein. Unter einem Sternenzelt, das sich grandios über die dunkle endlose Weite spannte. Von den nackten rissigen Felsen kam es wie ein Rauschen, begleitet von seltsamem Leuchten. Die Landschaft träumte von einstigem Leben und Blühen, von Wäldern, die sie auf den hohen Bergrücken trug und grünen Auen, die sie in ihrem Schoße barg. In der heiligen Stille ringsherum konnten Herr und Frau Wilde all das, was sie heute, gestern und vorgestern gesehen hatten, noch einmal gesammelt nacherleben. Ein Land hatten sie gesehen, auf dem der Fluch lastete, aus dem die kahlen Berge sich wie Aussatz aus schwellendem Leibe erhoben. Aber beglückt sahen sie, wie sich hie und da der Zauberbann mählich löste und sich die Einöde Stück für Stück in Eden verwandelte. Hier, wo sie jetzt durch die Nacht fuhren, lastete

noch der Fluch, über den die Nacht liebevoll ihren samtweichen dunklen Mantel breitete.

Und wenn am Rande der Wüste Menschenbehausungen auftauchten, so unterschieden sich diese Lehmhütten mit den erloschenen Fensterlöchern kaum von den grauen, spitzen Steinen am Wege, standen sie klotzig und düster, hart und eckig, wie aus diesem Felsenboden herausgewachsen.

Die Straße wellte sich und stieg an. Schmarjahus leichter Wagen schwebte durch die dunkle Landschaft, die auf Stunden hinaus von keinem Lichte und keinem Geräusch in ihrem Nachtfrieden gestört war. „Man hört in dieser Stille die Jahrhunderte reden," meinte Herr Wilde. Nicht einmal durch ein Gebet wollten sie diese heilige Ruhe der Nacht stören.

Je weiter sie aber hinausfuhren und je mehr sie sich dem Scharontale näherten, um so heller wurde es um sie, obwohl auch hier nicht gerade sehr viele Lichter den Weg beleuchteten. Liebliche Düfte trug der Wind herbei, der von unten her aufwirbelte, und von Zeit zu Zeit grüßte hinter einer Eukalyptushecke schwaches Licht aus den rotbedachten weißen Häuschen einer jüdischen Siedlung.

Auf einem erhöhten Punkte glimmten kleine Lichter, bewegten sich gespenstisch, tanzten im Kreise, verschwanden und tauchten wieder auf

und sprangen ihnen dann entgegen, näher und näher. Was war das?

„Es sind die Lichter im Zelte Rahels," gab Schmarjahu Auskunft. „Dort steht nämlich das Rahelsgrab, das wir schon einmal besuchten. Die Lichter, die bei Tag fromme Beter anzünden, brennen die Nacht hindurch."

„Kommen wir vorbei?"

„Wir könnten es ohne großen Umweg, die Kapelle ist aber nachts geschlossen."

„Und wir haben schon darin gebetet," warf Herr Wilde ein.

„Aber ein paar Minuten bei Mutter, ganz allein bei Nacht . . ." hauchte Frau Ida.

„Der Wächter schläft daneben," wußte Schmarjahu. „Gegen Geld und gute Worte steht er auf. Keine Türe ist hierzulande so fest verschlossen, daß sie nicht gegen ein gebührendes Trinkgeld zu jeder Tages- und Nachtzeit aufginge."

Frau Ida klammerte sich krampfhaft an den Arm ihres Mannes.

„Nur wenige kostbare Minuten bei Mutter, allein, bei Nacht . . . Wem das gegönnt ist . . ."

„Ganz fromme Leute pflegten es zuweilen zu tun, im Ellulmonat," wußte Schmarjahu zu berichten. „Sie nennen es T i k k u n - C h a z o t h, Gebet der Mitternacht, und behaupten, Stimmen

aus der Tiefe zu hören, die Stimme Rahels, die in Ramah um ihre Kinder weint . . ."

„Sie hören Stimmen aus der Tiefe, bei Nacht und allein bei Mutter Rahel," zitterte Frau Ida wie im Fieber.

„Und es wäre dir nicht unheimlich, so ganz allein um diese Stunde?"

„Unheimlich bei Mutter? . . ."

Es dauerte eine Weile, bis sie den Wächter aus der Hütte daneben wach bekamen und bis dieser begriffen hatte, um was es ging. Er kam bald mit der Laterne und schloß auf. Als er mit hinein wollte, winkte Frau Ida ab. Auch Herr Wilde und Schmarjahu blieben vor der Türe. Es hörte keiner, wie sich drinnen eine jüdische Seele in Tränen ergoß, was ein Kind in stiller Zwiesprache mit der Mutter sagte . . . Ein Kind weinte in Mutters Schoß und zugleich eine Mutter um ihr Kind . . . Es zitterten dabei einige Dutzend Flämmchen aus den Oel- und Wachslichtern, die Tags vorher andere Mütter angezündet hatten . . .

Die Männer an der Türe horchten angestrengt. Es war nichts zu hören, nichts zu sehen als das unruhige Zittern der Flämmchen. Dann aber drang doch eine leise Stimme durch. Von oben oder von unten? Wer konnte es wissen? War das Jubel oder Seufzer? War das die Stimme der Frau Ida oder der Mutter Rahel? Es schien, als

hätten sich all die Tränen und Gebete, die hier seit zweitausend Jahren in der Luft hingen, losgelöst und summten durch den nächtlichen Raum. Und nun war es wieder ganz still.

Nach wenigen Minuten kam Frau Ida wieder heraus. Sie hatte nasse Augen, aber ganz aufrechten Gang, ihre Stimme klang hell und zuversichtlich. Sicheren Schrittes, fast jugendlich, stieg sie in den Wagen. „Wem dieses Glück gegönnt ist," jubelte es aus ihr heraus. „Um dieser Minuten wegen hat die Reise mit allen Mühen gelohnt . . ."

Sie hatte, wie die ganz Frommen, das Gebet der Nacht in Rahels Zelt verrichtet und Stimmen riefen sie an. Eine Munterkeit, wie man sie bei ihr schon lange nicht kannte, bemächtigte sich ihrer, als sie in später Nachtstunde in die hellen, wachen und dem Feste entgegenjubelnden Straßen von Tel Awiw hineinfuhren.

Tags darauf hielt die jüdische Stadt Purim, in den vollgefüllten Synagogen, wo fromme Menschen nach Altväterart auf die Worte der Rolle lauschten und auf der Straße, wo Jungvolk sich vor den Kulissen des Stadthauses sammelte, Musikkapellen nationale Lieder spielten und muntere Weisen zu der Horra, die unten durch die Luft wirbelte.

Am Nachmittag füllten sich die Straßen, alle Dächer und Balkone mit Menschen, die den Festzug, den schon traditionellen und viel berühmten Purimfestzug von Tel Awiw, bejubelten.

Herr und Frau Wilde standen mit vielen Anderen auf dem blumengeschmückten Dache ihres Hotels, von wo aus man die beste Perspektive auf das Treiben der Straße hatte. Der Festzug war diesmal nach historischen Motiven zusammengestellt und symbolisierte die Alijah in den verschiedenen Perioden der jüdischen Geschichte. Zwei ältere würdige Herren, hoch zu Roß, führten den Zug an. Dann sah man den Greis mit dem mächtigen Hirtenstab in der Hand, in dem man an Gesicht und Gewandung gleich Vater Abraham erkannte; ihm zur Linken Lot, etwas unsicher in den Beinen . . . Und hinter ihnen der ganze Troß der Knechte und Mägde und eine wirkliche, lebendige Schafherde, die, von den Hirten geführt und getrieben, mit lautem Geblök in den Jubel der Menge einstimmte. Der Oberknecht auf dem hohen Sattel des Kameles, der mit kurzem Stab seine Kommandos austeilte, war offensichtlich Elieser, der treue Sachwalter Abrahams. Es war dies die erste Alija.

Kaum hatte sich der Jubel der Begrüßung gelegt, als nach einigen kleinen Zwischenspielen, geschmückten Wagen aus Kolonien und leicht deutbaren Karrikaturen aus dem Leben in Stadt

und Land hinter rauschenden Musikklängen, die zweite Alijah auftauchte. Ein hünenhafter Krieger hoch zu Roß führte die mit Pfeil und Bogen bewehrten und gewappnete Scharen an: Josua, der Sohn Nuns, — das jüngste Schulkind erkannte ihn und sprach ihn so an. Der Knappe, der auf hoher Stange eine goldene Mondsichel etwas nach unten gebeugt trug, wollte damit gewißlich andeuten, daß dieser Feldherr es sich gelegentlich herausnehmen durfte, sogar Sonne und Mond zu befehlen. Uebrigens stand es ja auf dem Transparent deutlich zu lesen: „Sonne in Gibeon stehe still und Mond im Tale Ajalon! . . ." Als die Priester hinter dem Feldherren anhuben, in die Posaunen zu blasen, schien es einen Augenblick so, als sollten nicht nur die Mauern von Jericho in sich zusammenstürzen, sondern auch alle Mauern, Dächer und Balkone ringsherum. „Chasak!" schrie das Volk und wurde noch übertönt vom Schmettern der Posaunen. Zahlreiche Araber, die sich in ihrer bunten Festkleidung unter die Feiernden mischten, schrieen ebenfalls aus Leibeskräften „Chasak!" und ihrer einige führten sogar aus innerer Begeisterung am Straßenrande eine kleine Phantasie, eine Art Schwertertanz, auf. Bis sie der jüdische Schoter von seinem Rosse aus freundlich und entschieden mit einem lustigen Zitat aus der Estherrolle auf den Bürgersteig verwies.

Neue geschmückte Wagen, die „Tozereth Haarez", die vielfachen Landesprodukte, zeigten, wieder Karrikaturen, die den Amtsschimmel der Irijah, die nichtexistierenden Fakultäten der Universität, Mängel in Organisation und Verwaltung in heiterer Uebertreibung darstellten. Und schon folgte die dritte Alijah, Esra und Nehemjah, ersterer in wallendem Gelehrtengewand, den riesigen Gänsekiel hinter dem Ohre, letzterer im bunten Regierungskleide voller Orden, schritten gravitätisch daher. Esra trug eine Thorarolle, Nehemjah einen Stab und eine Urkunde, das Cyrusmandat, ausgebreitet. Die Gefolgschaft hinter ihnen war gerüstet mit dem Hammer in der einen und dem Schwert in der anderen Hand, dem Hammer für den Aufbau und dem Schwerte, um die schwankenden Gestalten, die mit geballter Faust und wilden Augen um sie herumtänzelten, im Schach zu halten. Es waren unverkennbar die Samaritaner, die den Wiederaufbau zu stören suchten. Und das laute „Bus", die hebräischen Pfuirufe, die sich nun von den Dächern herab in „Chasak" und „Hedad" mischten, galten sicherlich diesen zweifelhaften Gestalten, die immer und überall dabei waren, wo es etwas zu stören und zu zerstören gab . . . Die Musikkapelle spielte dabei eine tuschartig hastig dahingeschmetterte Weise, wozu das Volk in gleichem raschen Takte „Uzu Eza . . ."

sang: „Ratschlaget und planet, es werden die Pläne und Ratschläge vereitelt, denn mit uns ist Gott! . . ."

Dieser muntere, hastige, kämpferische Gesang wollte kein Ende nehmen, fing immer und immer von Neuem an, als die Gruppe schon längst vorbeimarschiert war. Es kamen neue Wagen mit reichem Schmuck, mit mehr oder weniger Kunst und erfinderischem Talente ausgestattet. Die Bilder von Herzl und Balfour tauchten auf. Eine Jugendgruppe in Chaluzimtracht zeigte auf hohem Schilde den jesajanischen Satz: „Haus Jakob, auf wir gehen! . . ." — die Bilu-Alijah. Der Chor sang wundervoll das Lied vom Weinberg, den Gott gepflanzt hatte . . . Man sah dann die verschiedenen Alijoth der neueren Zeit in lebenden Bildern vorüberziehen, jede hatte ihre eigene Melodie, ihre eigene Musik. Alle Freuden, aber auch alle Leiden und Sorgen des neuen Jischuw kamen in Gruppen und Wagen zum bildhaften Ausdruck. Die steckengebliebene Stadt im Emek, A f u l e h, erschien mit ihrem Theater, ihren Promenaden und ihrem Rathause in leeren Attrappen. Aus einer Gruppe d e u t s c h e r Juden in Frack und Zylinder winkten welche mit der glacebedeckten Hand und fragten, ob hier der Weg nach „Erez" sei? . . . Es schlossen sich die privaten Veranstaltungen an. Eine J e m e n i t e n h o c h z e i t, deren Darsteller das

Spiel sehr ernst nahmen und mit fast kultischer Inbrunst ihre Bewegungen vollzogen. Ein großer Troß einzelner Masken, von Kindern und Erwachsenen, folgte als Nachhut. Lange Stunden dauerte der Vorbeimarsch, immer neuen Jubel auslösend.

War das europäischer Karneval, ins Jüdische übertragen, oder der jüdische heimatliche Purim mit leichter Karnevaltönung?

Herr Wilde war ausgesöhnt und ausgeglichen und entschied sich für das letztere.

Denn es fehlte vor allem der wilde zügellose Lärm, wie man ihn anderswo bei solchen Anlässen erlebte, die „Pritschenschlacht", die Freude am Getöse. Es ging alles wie am Schnürchen. Nicht e i n mal mußte die am Straßenrande mit ihren weißen Wagen harrende Sanität anfahren. Keine grelle Stimme der Trunkenheit brachte eine Dissonanz in das trotz seiner Vielfalt doch so harmonisch geschlossene Bild. Es gab keinen, der sich nicht gern und willig in die Anordnungen der zwei berittenen jüdischen Polizisten fügte. Ausschweifung und Ausschreitung welcher Art schienen in dieser Luft gänzlich ausgeschlossen.

Frau Ida blieb still und in sich gekehrt. Wie Traumbilder zogen all die Pracht, all der Jubel und Trubel an ihrem Auge vorüber. Mitten in diesem festlichen Treiben sah sie doch nur den hochgemauerten Stein im fahlen Lichte der vie-

len Flämmchen. Aus all den lustigen, getragenen oder rauschenden Weisen hörte sie nur eine Stimme, die Stimme aus der Tiefe, die sie um die Nachtstunde anrief und sie immer noch umrauschte:

„Noch wird Lohn deinem Werke und es kehren die Söhne in dein Gebiet wieder zurück! ..."

An diesem Punkte, wo sie standen, wurde der Platz leer, nachdem der Zug vorüber war, von der anderen Straßenecke drang erneut der Jubel. Herr und Frau Wilde stiegen auf die Straße hinab. Müde vom Schauen saßen die Menschen am Straßenrand oder unter den Altanen vor den kleinen Kaffees und labten sich an kalten und warmen Getränken. Wie nach einer wilden Schlacht sah die Straße aus, leer, müde mit schlaff herabhängenden Fahnen. Was da noch herumwimmelte, war ermattet und abgekämpft. „Gasus", boten die Limonade- und Eisverkäufer an. Andere hielten Zeitungen feil. „Haarez! Doar Hajom! Dawar!" überschrieen sich die Jungen gegenseitig. „Habt ihr keine deutsche Zeitung?" fragte Herr Wilde einen.

Der Zeitungsjunge schüttelte verächtlich den Kopf. „Deutsche Zeitung? Da müssen Sie sich schon an den „Germani Hapere", den „wilden Germanen", wenden."

„Den wilden Germanen? Wer ist das?"

Es gab genug der wilden Händler in diesem Gewerbe, klagte der Junge, die der Histadruth oder sonst einer Fachschaft nicht angehörten. Vielleicht hieße man ihn deswegen so, vielleicht auch aus einem anderen Grunde. „Meine Sorge! Dawar!" schrie er weiter, um die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken.

Herr Wilde kaufte ihm ein Blatt ab, das er nicht lesen konnte, als Entgelt dafür, daß er ihn aufgehalten hatte. „Wo hat der wilde Germane, der deutsche Zeitungen verkauft, seinen Laden oder Stand?"

„Laden?" wunderte sich der Junge. „Chanuto al Habeten, er trägt seinen Laden auf dem Bauch, genau wie ich," zeigte er auf seinen eigenen um den Leib gebundenen Zeitungsladen.

„Wo ist er?"

„Er wird schon hier irgendwo hinter uns her sein."

Sie gingen weiter nach der Richtung des Meeres, wohin sich jetzt die Musik verzogen hatte, sie dürsteten nach einer Zeitung, einem Gruß aus der Heimat.

„Berliner Tageblatt! Frankfurter Zeitung! Berliner Illustrierte"! schrie es aus einer Ecke, etwas gedämpfter, als die Rufe der Anderen.

Da stand er vor ihnen, der junge, schlanke Mann mit dem Stoppelbart, in der stark abge-

tragenen Windjacke, den deutschen Kaufladen wie einen Leierkasten vor sich hertragend. Herr Wilde hielt ihn fest.

„Geben Sie nur alles her, was Sie an deutschen Zeitungen haben."

Der Zeitungsverkäufer sah einen Augenblick starr vor sich hin und ließ seinen Laden schlaff sinken, der Ausruf erstarrte ihm auf den Lippen. Er wollte etwas sagen, aber bevor er noch einen Ton von sich geben konnte, stieß Frau Ida einen Schrei aus. Es war der gleiche Schrei, so dünkte es Norbert Wilde, wie er zur Nachtstunde aus dem Zelte Rahels, so unheimlich und zugleich aufjauchzend, zu ihnen drang.

Und die festmüde Straße wurde von einem neuen Erlebnis aufgemuntert, einem Feste im Feste. Die elegante deutsche Dame im Touristendreß hielt den armen, abgerissenen Zeitungsverkäufer, den halb geächteten „wilden Germanen", eng umschlungen.

„James!" erkannte jetzt auch der Vater.

„Nein, Jakob heiße ich schon seit langem. Und ich glaubte wirklich nicht, euch, Mutter und Vater, hier zu sprechen," stammelte der Sohn verwirrt.

„Und dein Bruder Baruch weiß nicht, daß du hier bist?"

„Auch er ist hier? Ich bin jetzt ein halbes Jahr im Lande und hatte bis jetzt allerdings keine Zeit, mich auf Forschungsreisen zu begeben." Es war das erste leicht hingeworfene Wort, an dem sie ihren alten Jungen erkannten.

Frau Ida drohte vor Erregung zusammenzubrechen. Es sammelten sich viele Menschen um sie herum, und es kamen immer neue aus allen Ecken hinzu, die von den Festwagen genug hatten und sich nun lieber an einem Familienromane weiden wollten, wie ihn nur das Leben so unwahrscheinlich dichten durfte. Ein kleines Familientheater auf Freilichtbühne, das sich beinahe zur ernsten Konkurrenz für den großen noch in voller Bewegung befindlichen Festzug zu entwickeln schien.

„Warum gafft ihr, ihr Narren?" suchte ein älterer Mann dem Menschenauflauf abzuwehren. „Pah, ist schon was, Eltern haben ihren Sohn hier gefunden. Was das schon ist? Dafür ist es ja Erez Israel, daß sich Jung und Alt und alle Söhne Israels hier treffen. Kommt an der Kothel alle Tage vor. Gestern erst . . ."

Keiner hörte auf den Alten hin. Außer Herrn Wilde selbst, dem auf einmal das Zusammentreffen so einfach, so natürlich und selbstverständlich erschien, daß er sich beinahe wunderte, sich nur einen Augenblick darüber gewundert

zu haben. Er hatte seine volle Ruhe wiedergewonnen.

„Und nun gehen wir doch ins Hotel, um von der Straße wegzukommen und richtig, für uns allein, Wiedersehen zu feiern," mahnte er.

„Sobald ich meine Zeitungen verkauft habe," beharrte Jakob. „Wir haben nicht alle Tage solche Konjunktur."

„Ich denke, du wirst es nicht mehr nötig haben, nachdem wir nun beisammen sind."

„Warum denn nicht?" wunderte sich der Sohn. „Das Zeitungsverkaufen ist hier ein ehrbares und einbringliches Gewerbe, und ich habe es auch ein wenig lieb gewonnen."

Aber sie begaben sich dennoch ins Hotel, von Vielen gefolgt. Da ein Auto durch die abgesperrten Straßen nicht durchkam, mußten sie den Weg zu Fuß zurücklegen, was Jakob sehr zustatten kam, da er unterwegs noch einige deutsche Zeitungen losschlagen konnte . . .

Viel und doch wenig hatte Jakob im Hotel von seinen Wanderungen zu erzählen. Er hatte es überall mit allem versucht und war überall gescheitert. Hier verdiente er sein Brot, ein karges Brot, aber es sättigte. Nun, da er ungeahnt mit Vater und Mutter zusammentraf, hatte er vorerst keine Wünsche . . . Von Baruchs Anwesenheit im Lande wußte er nichts.

Frau Ida hörte kaum auf die Einzelheiten. Das Ganze war das große Wunder im Lande der tausend Wunder, das nach jener Nachtstunde im Zelte von Mutter Rahel nicht ausbleiben konnte.

XVII.

Unter dem breiten Eukalyptus vor der großen Baracke saßen sie alle um einen langen Tisch herum und genossen den reinen galiläischen Abend, in den die Höhenketten des Karmel und des Tabor die würzigsten Düfte und Lüfte hinuntersandten. Die Jungen und Mädels, müde von der Arbeit des Tages und dennoch in der kühlen samtweichen Luft frisch, angeregt, abgespannt und entspannt zugleich, lagen auf den Boden um den Brunnen herum, der jetzt schon so viel Wasser hatte, daß er den zu diesem Zwecke angelegten Graben bis zum Rande füllte und ihn in einen schmalen Bach verwandelte. Die Wiese jenseits des Grabens zeigte bereits lange grüne Streifen und im Garten hinter der Reihe junger Oelbäume hob sich das erste Rübenkraut empor und standen die Zwiebelröhren in Reih und Glied, eine ganze lange grüne Front. Zuweilen muhte die Kuh aus dem Stalle und weckte die Hühner im Lul zu einem kurzen, abgehackten Gegacker. Die Jungen sprachen von der Arbeit, die Mädels machten mit hellem Lachen die

Musik dazu, und Hanna, geschäftig wie immer, trug das Beste aus der Milchkammer auf, für die Alten unter dem Baume.

James-Jakob war schon seit mehreren Tagen in der Niederlassung in der Nähe seines Bruders Baruch. Hier spielte sich das Wiedersehen viel weniger dramatisch ab, als mit den Eltern auf der Freilichtbühne zu Tel Awiw. Baruch freute sich aufrichtig über das Auftauchen des Verschollenen, zeigte sich aber nicht im geringsten überrascht. Als wußte er, daß es eines Tages so kommen mußte. Hier war ja das Land, wo man sich traf . . .

Mit Herrn und Frau Wilde war auch Herr Jackson aus Haifa mit hinüber gekommen. Seine kränkliche Frau hatte längst das niedliche Häuschen an den Warmen Quellen von Tiberias bezogen.

James war ein Jakob geworden, aber k e i n B a r u c h, wie er selber lachend sagte. Der Düngerhaufen am Kuhstall war heute so wenig für seine feine Nase wie damals. Seine Träume von hellen Salons waren verflogen. Aber graben und misten und mit müden Gliedern auf hartem Stroh schlafen? Nein, da wollte er schon lieber bei seinen Zeitungen bleiben, die all diese Dinge so schön beschrieben, ihm selbst aber so viel brachten, daß er ein Stückchen Brot vom Bäcker-

laden essen und in einem richtigen Bette schlafen konnte.

„Weißt du, Baruch, was noch das Beste bei euch ist und mir am meisten zusagt?"

„Weiß ich ganz genau, für dich nämlich H a n n a."

Hanna stellte gerade eine Schüssel gelblich überzogener Dickmilch vor Mutter Wilde hin und summte mit ihrer glockenreinen Stimme ein Liedchen.

„Was hältst du von Hanna?" fragte Jakob ganz ernst.

„Nicht viel, haben Krach alle Tage. Aber als S c h w ä g e r i n wäre sie mir schon recht — aber bilde dir, Lieber, nicht ein, sie geht mit dir in die Stadt und hilft dir den Bauchladen tragen. Sie gehört uns und b l e i b t bei uns. Wer sie wegzuholen versuchte, bekäme die Fäuste all unserer Dreißig zu spüren."

„Ein ganzer Bauernkrieg," lachte Jakob, „na ich danke. Werde auf die Entführung aus dem Serail verzichten müssen."

„Ich wüßte einen Weg," lenkte Baruch wieder ein. „Vorausgesetzt, daß sie etwas von dir wissen will. Halt, ich frage sie am liebsten gleich. Wir machen hier nicht viel Zeremonien."

Jakob hielt ihm die Hand vor den Mund. Zugleich bekam Baruch auch einen sanften Rippenstoß von hinten. Natürlich hatte Hanna alles

gehört und bestätigte ihm wieder einmal, daß er ein „Naval", ein Ekel, sei . . .

Am anderen Tischende meinte Herr Wilde, zu seiner Frau gewandt: „Na, Muttchen, wollen wir nicht endlich auch an die Heimfahrt denken? Waren länger im Lande, als wir wollten und — es hat gelohnt. Wollten doch zum Pessachfeste wieder zu Hause sein."

Frau Ida klammerte sich an ihren Gatten. „Heim? Was ist Heim? Sieh doch diesen klaren Himmel, und die Sonne morgens, und hier unsere Kinder . . . Was ist Heim?"

„Ist das dein Ernst, liebe Ida?"

Es war ihr heiliger Ernst. Er hatte es schon längst geahnt und fand es jetzt in ihren bittenden Augen, in ihrem vibrierenden Tone bestätigt.

Da zog sich Herr Wilde mit Mister Jackson in die große Baracke zurück, wo sie bei Petroleumlicht eine Stunde lang verhandelten, rechneten und notierten. Als sie endlich herauskamen, war das Geschäft abgeschlossen. Und Herr Wilde zeichnete seiner Frau die neue Situation mit folgenden Worten:

„Ich bin nun Inhaber der Jackson-Bank im Emek Sebulun, unten am Hafen zu Jaffa. Aber erst in sechs bis acht Wochen etwa, wenn ich in der alten Heimat alles liquidiert und geordnet habe und wieder hier bin. Es wird dir, liebe Ida,

in der Nähe der Kinder das Warten auf meine Rückkehr nicht zu lang werden . . ."

Die Mitteilung wurde von allen wie eine höhere Botschaft stehend angehört. Hanna war die erste, die ein „Hedad" ausbrachte und Frau Wilde umarmte.

„Ich glaube, das gilt schon der Schwiegermama," flüsterte Baruch seinem Bruder lachend ins Ohr.

* * *

Es dauerte wesentlich länger, als Herr Wilde gedacht hatte. Ganze Monate vergingen, bis all die Kleinigkeiten in der Heimat, die sich unter der Hand zu Bergen auswuchsen, erledigt werden konnten. Um die Zeit des Schwuausfestes war Norbert Wilde wieder im Lande. Eine Hitzewelle empfing ihn unter einer blauen Himmelsglocke, wie er sie nie erlebt hatte. Aber der Heimkehrer kam glückhaft ausgeglichen, entspannt, wie ein Kind, das nach langen Irrfahrten zur Mutter zurückkehrt.

Und nun kündete ein Schild an der inzwischen neu umgebauten Jackson-Bank unten im Hafen in hebräischer und englischer Sprache die neue jüdische Bank und Kreditanstalt, die Wilde-Bank.

Jakob nahm den alten Beruf mit einigem Widerwillen wieder auf. Aber es ging. Er hatte

ja im Bankfach von der Picke auf gedient, wenn es auch hier sehr viel umzulernen gab. Den Jungchef zu spielen, hatte er verlernt, er hatte dafür Anderes zu lernen: die hebräische Sprache, die Gesetze und Gepflogenheiten des Landes. Es war nicht leicht, aber der gute Wille half über manche Schwierigkeiten hinweg.

Dabei aber bedang er sich eines aus: Dem Zeitungsverkaufe, der ihm eine Zeitlang das tägliche Brot gab, wollte er treu bleiben. Freilich lief er nicht mehr mit dem Bauchladen durch die Straßen, um Zeitungen auszubieten. Das taten jetzt Andere in seinem Auftrag. Er selbst hatte dem Bankhaus eine kleine Zeitungsagentur angegliedert, in der man besonders deutsche, aber auch englische und französische Zeitschriften haben konnte. Dieser kleine Zeitungsladen war bald Zentrum und Sammelpunkt der in und um Haifa wohnenden europäischen Intellektuellen. Ihrer manche waren nicht in der Lage, Zeitungen zu kaufen, so kamen sie und lasen die aufgelegten Journale an Ort und Stelle und verliehen so dem Hause den Charakter und den Glanz einer kleinen Lesebibliothek. Jakob Wilde war sehr stolz auch auf diese Kunden. Er war nicht mehr wie früher „der wilde Zeitungsverkäufer", sondern der Zeitungsagent Wilde.

Hanna entfaltete in diesen Tagen und Wochen eine Arbeitskraft und eine vielseitige Begabung, die ans Phänomenale grenzte. Sie war „Mädchen für alles" im höheren Sinne. Drei Tage in der Woche weilte sie in der Stadt und arbeitete im Bankhause, wo sie alles auf den Kopf stellte, als gälte es wieder, ein jüdisches Pessachfest vorzubereiten. Dabei aber erfuhr sie zu ihrem eigenen Erstaunen, daß sie in den Geschäftsbüchern wie in allen Büroarbeiten, die ihre Jugendliebe waren, noch glänzend Bescheid wußte und ihr Organisationstalent im Kuh- und Hühnerstall nicht im geringsten gelitten hatte. Nebenbei aber kümmerte sie sich verstohlen auch um die Zeitungsagentur, ordnete die Auslagen, leitete den Verkauf und unterhielt die Lesegäste. Sah es doch so aus — es war hier nicht üblich, viel Gerede daraus zu machen, — als würde sich ihre nächste Zukunft zwischen der Zeitungsagentur in der Stadt und dem Lul auf dem Lande aufbauen . . .

Und eines Tages, es war kurz vor Beginn der Trauerwochen des Tamus, waren sie alle, ähnlich wie vor einem Jahr im östlichen Lehrhause der deutschen Stadt, in der Niederlassung versammelt, um ein Hochzeitsfest ohne Pomp, aber mit einer seelischen Teilnahme zu feiern, wie das nur hier, wo es keine Galawagen und keine Seidenkleider noch sonstigen Tand gab,

sondern nur Arbeit und Liebe und Hoffnung, möglich war. Eine jüdische Landhochzeit auf eigenem Boden, wie sie einmal vielleicht ein Boas nicht viel anders gefeiert hatte, als er Ruth heimführte.

Alle waren sie hergeeilt, die alten Freunde, so weit sie sich im Heimatlande befanden. Rabbi Schmuhl Karpfenteich, Rabbi Nathan Eilgut, der natürlich wieder was ausgelernt hatte und mit diesem Hochzeitsfeste einen Sijum verband, und selbstverständlich Rabbi Nachum Chabad. Herr Jakob Berches, der schon seit Monaten im Lande weilte, war mit Frau und beiden ältesten Söhnen, die mit bestem Erfolge Zement und anderes Baumaterial am Jordan herstellten und vertrieben, erschienen. Herr Berches schien in dem Jahre jünger geworden zu sein, das Gesicht, vom schlohweißen schönen Bart umrahmt, strahlte förmlich. Es fiel auf, daß er wenig sprach, seitdem er im Lande war. Er hatte keine Worte für das Glück der Erfüllung, das ihm geworden war. Auch der gepflegte Herr Jackson war der Einladung gefolgt. Zuletzt erschien, in glänzendem Atlaschalat, den riesigen Zobelstreimel auf dem Haupte, jener ostungarische Rabbi, der auf dem Schiffe so oft vorlernte und in Gleichnissen zu den Leuten sprach.

Der Trauungsakt ging unter freiem Himmel mit Anbruch der Nacht, da oben die Sterne und

unten die Kerzen in den Händen sämtlicher weiblicher Mitglieder der Farm aufleuchteten, in aller Einfachheit vor sich. Keine Traurede, keine abgezirkelten Worte gaben dem Namenlosen Wort und Ausdruck. Rabbi Karpfenteich sprach die ersten Segensformeln, der ungarische Rabbi und Rabbi Eilgut sangen die weiteren Gebete. Das „Du bist mir geheiligt", das zwischendurch Jakob zu der mit einfachem Tuch verhüllten Hanna sprach, hatte hier unter dem Sternenhimmel in Israels Land eine andere, die ursprüngliche Bedeutung. Geheiligt und geweiht war der Bund, geheiligt und geweiht aber auch das kleine jüdische Reich durch das Hinzukommen eines neuen jüdischen Hauses.

Mit dem Hochzeitsakte war auch die Inangriffnahme des neuen Fünfzigdunamgeländes, dessen Erwerb mit Hilfe Wildes und seiner Freunde ermöglicht wurde, verbunden. Es war das erste Geschäft, das die Leih- und Kreditanstalt Norbert Wildes tätigte. Achmed Selim Bey, der Effendi und Scheich des nächsten Araberdorfes, der frühere Besitzer, war mit seiner ganzen Sippe in vollstem Festschmucke zur Hochzeit erschienen und schwor, die Rechte aufs Herz gepreßt, beim Vollbarte des Propheten, daß seine ganze Familie, bis zu Abu Becker, dem großen Kalifen zurück, stets Freunde des jüdischen Volkes gewesen seien . . . Der Kaufver-

trag wurde mit der gleichen Feder unterzeichnet wie der Ehevertrag, die Kesuba.

Auch der Ehevertrag hatte seine ungeschriebenen Kautelen. Hanna dachte nicht daran, die Arbeit auf dem Lande, die ihre Hände noch so bitter brauchte, aufzugeben. Drei Tage in der Woche wollte sie in der Stadt mit ihrem Manne in der Bank und in der Zeitungsagentur tätig sein, die letzten Tage der Woche gehörten dem „Lul", dem Kuhstall und den Kindern in dem Kibbuz. Das gemeinsame Sabbatheim des jungen Paares war aber die eine Hälfte des gerade fertig gebauten Zrif, das man schon beinahe „Haus" nennen konnte. Die andere Hälfte wurde zugleich mit der Hochzeitsfeier als Gotteshaus eingeweiht.

Als das Glas unter dem festen Tritte Jakobs klirrte, sangen die Jungen, unter Leitung von Nachum Chabad, den Psalm vom „braven Manne". Ein kleiner Gruß aus der Heimat, wo man dieses Lied zum Abschluß einer Trauung zu singen pflegte. Hier kannte man das nicht. Aber das Lied war schön und enthielt die würdigsten Weiheworte für das Gemach im großen Zrif, das nunmehr die Familienwohnung des jungen Paares sein sollte.

Und nun saßen sie alle im neuen Hause an der langen, aus sämtlichen verfügbaren Tischen der Zrifim zusammengestellten Tafel bei einem ganz einfachen Mahl. Es waren belegte Bröt-

chen, zu dem der Wein aus Rischon auf Kosten des Wilde-Bankhauses kam. Man dachte an Dawid Gutherz daheim, der die Brötchen viel besser und schmackhafter belegt hätte und der, wie mancher Andere aus der deutschen Stadt, heute Abend hierher gehörte. Man brachte ein Hoch, oder richtiger ein „Lechajim!" auf sie aus, auf alle Brüder in der Golah, die alle bald hier vereinigt sein möchten.

Keiner von diesen Gästen aus der früheren Heimat war hier so hoch gekommen, daß er etwa ein völlig sorgenloses Leben unter der warmen Sonne des Vaterlandes hätte führen können. Ihrer manche hatten in den guten Jahren in Deutschland bessere Tage gesehen, besser gewohnt, sich besser gekleidet und auch besseren Tisch geführt. Aber sie waren alle zufrieden, ausgeruht, ausgeglichen, waren mit ihrem Schiffe in den Heimathafen eingezogen, wo es vielleicht weniger schön zuging, als auf hoher See, wo man sich aber sicher und geborgen wußte . . .

Herr Wilde mußte im Kreise dieser altneuen Freunde an die alte arme Frau in Jerusalem denken, die ihn um eine Unterstützung anging. Ob es ihr jetzt in Jerusalem besser gehe als daheim, hatte er gefragt. „Viel, viel besser," gab sie voller Dankbarkeit zurück. „Dort hatte ich Sorge und Plage und keine Mamme Rochel, bei der

ich mein Herz ausweinen konnte. Hier kann ich es . . ."

Von dieser einfachen Denkart schienen auch alle diese Menschen zu sein; sie waren daheim. Es war das Bezeichnende in diesem Lande, daß hier Jeder daheim war. Es gab keine Emigranten.

Das Gefühl des Fremdseins war mit ihnen geboren und begleitete sie, gleichsam wachsend, durchs Leben. In der russischen, polnischen oder litauischen Heimat war man fremd nur außerhalb der jüdischen Gasse. In der Gasse war man heimisch, Jude unter Juden. Im deutschen Galuth — und das war das Bitterste — war man auch fremd unter Juden. Man lebte Jahrzehnte im Lande, hatte hier Kinder geboren und erzogen — und der Stachel des Fremdseins blieb doch. Man glaubte schon ganz heimisch zu sein, dann kam irgend ein unsicheres Wort, eine Geste, und es rollte wie ein eiserner Vorhang herunter, dieses Gefühl des Anders- und Fremdseins. Hier aber brachte jeder Jude schon bei der Landung seinen Heimatschein mit. Es fiel keinem ein, in dem Hinzugekommenen einen Fremden zu sehen. Jude im Judenlande war jeder, ob er Steine klopfte, am Bankschalter Gelder auszahlte oder auch die Hand um eine Nedawah ausstreckte . . . Diesen Heimatschein schien auch jeder von den hier Versammelten wie einen Heiligenschein im Gesichte zu tragen, in der gesunden

Farbe, in den sicheren Bewegungen, in den ruhigen abgeklärten Zügen.

Rabbi Schmuhl Karpfenteich, ein Freund klarer, kurzer Formulierungen, drückte das folgendermaßen aus: „Bei aller Zufriedenheit dort und damals doch die B i t t e r k e i t. Bei aller Bitterkeit hier doch die Z u f r i e d e n h e i t! . . ."

Und wenn Herr Wilde selbst die Zeitdistanz zwischen heute und damals überblickte: welche Wandlung und welches Wunder hatte sich seitdem vollzogen! Damals im Lehrhause der deutschen Stadt, wo er als ungebetener Gast hineingeschneit kam, war er ein Fremder unter Fremden, und heute, da er der Gastgeber ist, ist ihm jeder ein altvertrauter Freund, ein Bruder.

„Gar kein Wunder," sagte wieder Rabbi Karpfenteich, „Brüder gehen auseinander, nach verschiedenen Richtungen, nach verschiedenen Weltgegenden. Kommen nach Jahrzehnten wieder zusammen und kennen sich nicht mehr, da jeder andere Art und andere Sprache hat. Treffen sie aber im alten Hause unter Mutters Augen zusammen, so reichen sie sich gleich die Bruderhand und alle Jahre dazwischen sind einfach weggewischt. Wir sind ja hier auf Mutterboden! . . ."

„Und daß w i r hier alle sind!"

Für dieses Wunder hatte aber der ungarische Rabbi ein schönes Gleichnis aus dem Talmud: „Mit eisernen Ketten hätte Jakob nach Mizrajim

geschleift werden sollen. Was tat aber Gott, um ihm die Ketten zu ersparen? Er schickte den Sohn vor, und der Alte kam im königlichen Wagen nach. Heil uns, daß sich dieses göttliche Spiel heute nicht in Mizrajim, sondern in Israels Land wiederholt . . ."

„Viele werden noch kommen und viele Trümmer werden noch aufgebaut werden." Diese Zuversicht klang aus den Reden und Worten aller im Kreise.

Am meisten stimmte diesen Worten Mister Jackson zu, der amerikanische Optimist.

„Welchen Wert kann diese plötzlich erwachte Zionsliebe haben, wenn erst die Stürme kommen mußten, um sie zu wecken. Erst als sich das Gewitter entladen hatte, kamen sie, um Schutz unter dem Dache des jüdischen Hauses zu suchen. Wo waren sie früher, als noch die Sonne durch ihre Fenster leuchtete, was war ihnen Palästina damals? Den Einen ein frommes Gebet, den Anderen ein Absatzgebiet für milde Gaben, den Dritten ü b e r h a u p t n i c h t s." Diesen Einwand zu machen, hielt Herr Wilde für eine Pflicht der Aufrichtigkeit gegen sich selbst.

Rabbi Schmuhl wehrte lebhaft ab.

„Was heißt das Sturm, was heißt Gewitter? Noch nie ist in der Geschichte etwas Großes ohne schmerzliche Wehen entstanden, in der jüdischen schon ganz und gar nicht. Glauben Sie

etwa, daß die Alten zur Zeit Nachmanides oder später zur Zeit von Jesajas Hurwitz und noch später Vergnügungsreisen nach Palästina gemacht hätten? Die N o t hatte sie von außen getrieben und die L i e b e von innen her gezogen, so kamen sie hin. Ja, Not und Liebe, eine stoßende und eine lockende Kraft, es sind die beiden Kräfte, die von je an den großen Ereignissen unserer Geschichte mitgewirkt haben. Der Sturm hat die Liebe angefacht, sagen Sie. Der Funken muß aber schon im Herzen gesessen haben; wie könnte ihn sonst der Sturm zur Flamme anfachen? Wo nichts ist, kann nichts wachsen. Also kann die Liebe bei allen Gewitterstürmen doch e c h t sein, und sie wird uns die Menschen und die Kräfte zum Aufbau geben, immer mehr . . ."

„Und die religiöse Verwilderung hie und da in Stadt und Land? Sehen Sie die nicht, macht sie Ihnen keine Sorge?"

„Wir sehen sie wohl — man müßte sonst blind sein, und sie erfüllt uns gewißlich mit schwerer Sorge," erwiderte Rabbi Schmuhl. „Es ist schmerzlich, und die Schechina weint um jede jüdische Seele, die ihr verloren geht, hie oder dort . . . Die Zukunft unseres Landes ist nicht gefährdet. Es kommt eine neue Generation, die sich uns zuwendet. Erez Israel bleibt unser, bleibt Gottes . . ."

„Woher sollte diese neue Generation kommen?" zweifelte Herr Wilde.

„Woher?" kam Rabbi Schmuhl ins Feuer. „Woher kam die Generation der Glaubenslosen? Haben w i r sie gezeugt, großgezogen? Wir waren im Lehrhause, im Beshamidrasch, und die kam von selbst, auf Wegen, die wir nicht kannten. Warum sollte nicht auf diese gottfremde Generation eine neue kommen, die die Götzen voller Ekel von sich wirft und Gott sucht?

„Glaubt mir, Rabbotai!" — Rabbi Schmuhl kam ins Singen, alles horchte; es war schon eine richtige Tischrede — „immer haben sich die Söhne wiedergefunden, wenn der erste Rausch vorbei war. „Wie die Wolken flogen sie uns wieder zu, wie die Tauben in ihren Schlag," sagt der Prophet Jesajas. Was war das größte Wunder in der Chanukageschichte? Etwa der Heldensieg der Makkabäer, etwa das wachsende Licht? ... Nein, sage ich euch, das Wunder aller Wunder war, daß „weachar ken bou bonecho", daß nach allem und allem die S ö h n e doch noch kamen, aus den hellenistischen Sporthallen in den Tempel des Lichtes . . . Warum sollten sie nicht auch jetzt kommen? Erleben wir es nicht schon hier und in einem Dutzend anderer kleinen Niederlassungen, daß das Licht Gottes nicht erloschen ist? Hört man nicht auch aus den Reihen der Anderen schon vereinzelt gute Worte für den

Schabbat, scharfe Worte gegen neue unjüdische Feste? . . .

„Aber Kernpunkte der Jüdischkeit müssen jetzt schon da sein, damit die morgen zur Erkenntnis erwachen, das jüdische Licht auch an seiner Stelle finden und damit die von außen zu uns strömen, eine Ecke im werdenden Lande finden, die ihnen auch Heimat der Seele wird . . . Darum ist dieses Fest ein Fest unserer Zukunft, ein Fest Erez Israels . . ."

„Und die Menschen, die Massen müssen wir draußen haben, die hinter diesen jüdischen Keimzellen stehen, daß sie wahre Zufluchtsstätten für alle werden," ergänzte Herr Wilde.

Darauf stimmte Nachum Chabad den Hochzeitsgesang an „von der Verlassenen, die frohlocket, da ihre Söhne sich in Freude um sie sammeln . . ."

Und alle fielen sie in das alte Lied ein:

„Bald, Gott unser Gott, laß ertönen in den Städten Jehudas und in den Straßen Jerusalems die Stimme der Wonne und die Stimme der Freude . . ."

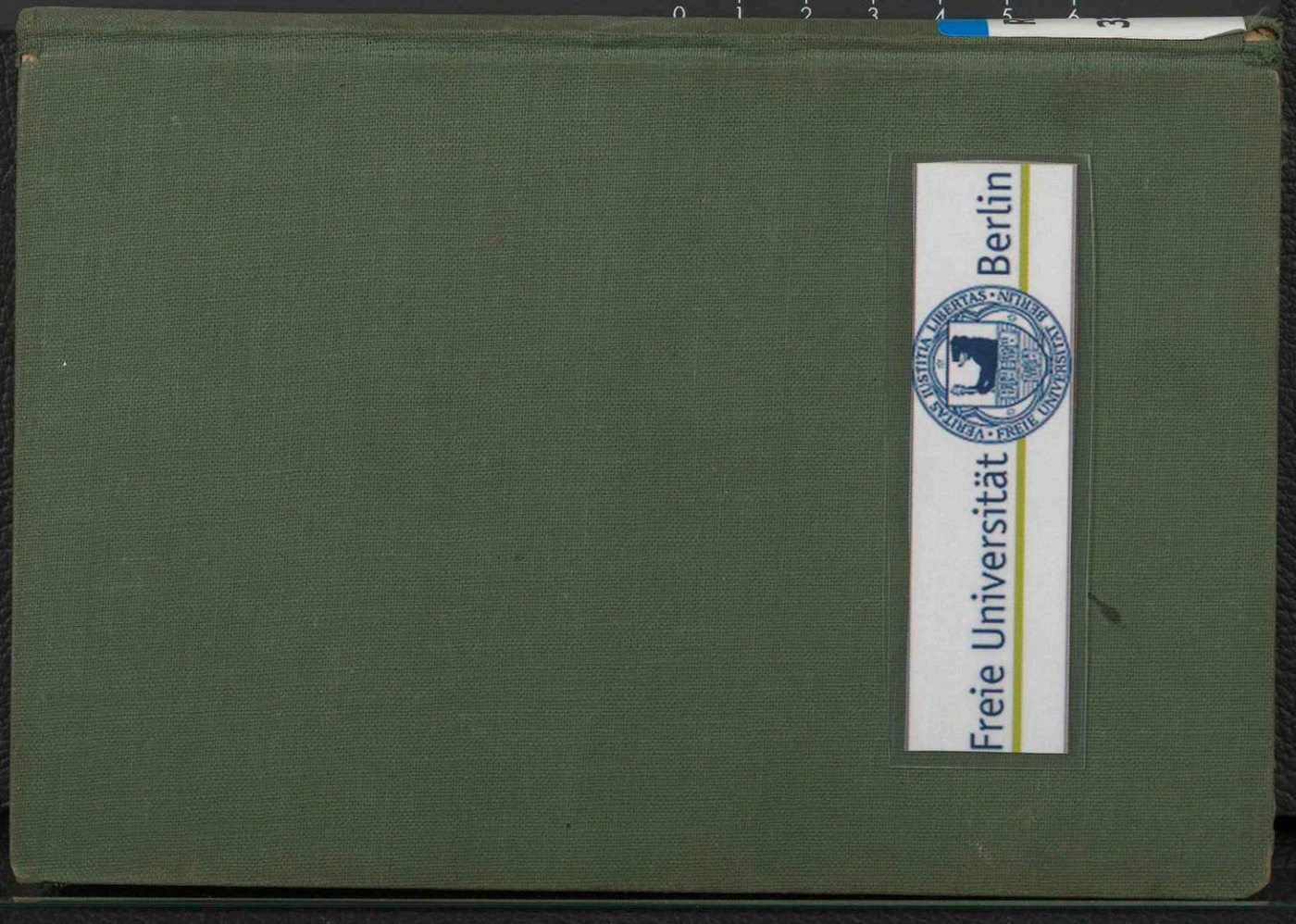
Philologische Bibliothek - FU Berlin
2605527 188

Rara
3385

colorchecker DIGITAL SG

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

A B C D E F G H I J K L M N

calibrite

mm